

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

f ü r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

19.

Wien, Samstag den 3. July.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden G. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden G. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monathheften für 5 Thlr. sächs.

Gesundheitszustand des Landvolkes.

(Beschluss.)

Werfen wir nur einen Blick auf die armseligen und unzweckmäßig eingerichteten Hütten, vorzüglich der Gebirgsbewohner; ihre Lage sowohl als ihre innere Einrichtung ist oft so beschaffen, als ob sie gesichtlich auf Zerstörung der Gesundheit hinielen. Man findet da höchstens zwey niedere hölzerne Stuben, worin die Kochanstalt für Menschen und Thiere mit freyem Feuer besteht; ohne Rauchfang wird der Rauch, der sich bis auf den Fußboden legt, gezwungen durch die kaum einen Qu. Schuh großen Fensterchen zu passiren. In solchen Stuben wohnen des Tags über meist 10 — 15 Menschen; eine ganze Familie von Schweinen und einige Kälber. Überdies ist daselbst auch noch ein großer Futtertrog, für mehrere Kühe bestimmt, die zur Mittagszeit dahin kommen, um da gefüttert und gemolken zu werden. So geschieht es, daß diese Leute, besonders den Winter hindurch, in allen Gattungen fauler Dünste zubringen. Die Nahrung für den ärmeren Theil unter ihnen besteht größtentheils aus schwarzem Haber- und Wickenbrot, aus fleisfrigen und groben Speisen von Gerste, schwarzem Kornmehl mit ranzigem Speck und noch schlechterer Milch zubereitet. Es bedarf keiner ärztlichen Kenntniß, um einzusehen, daß diese armen Menschen, besonders einen langen und strengen Winter über, äußerst geschwächt und ungesund werden müssen. Beginnt im Frühling ihre Feldarbeit, so genießen sie zwar reinere Luft, aber ihre schwächende Nahrung dauert noch geraume Zeit fort. Die anstrengendere Arbeit entkräftet sie noch mehr, aus Unwissenheit, durch unvorsichtige Entblößung und zu leichte Kleidung setzen sie sich allen Gattungen von Erkältung aus. Wenn der häufige Schnee sich kaum verloren hat und die Sonne anfängt, durch einige Stunden des Tages etwas mehr Wärme zu entwickeln, so achten sie die kalten Morgen und Abende nicht mehr, schlafen in offenen Scheuern und Hütten,

und arbeiten Tage lang bey stürmenden kalten Nordwinden in dem übelsten Wetter. Sie verfallen daher häufig in hitzige und rheumatische Fieber, Ruhrkrankheiten, die bey so bewandten Umständen nicht selten in bössartige Faulfieber und Epidemien ausarten. Die Übergänge der Jahreszeiten verursachen bey dem Landvolke überhaupt die häufigsten Krankheiten. Kalte, nasse Jahre erzeugen bey ihnen Schleim- und Wechselfieber und langwierige rheumatische Leiden; da sie bey ihren Arbeiten gezwungen sind, sich unter freyem Himmel fortwährend der Mäße und Kälte auszusetzen.

In den heißen Sommermonathen haben sie bey ihren Feldarbeiten große Hitze auszustehen, werden von unkeusentlichem Durst gequält, trinken kaltes Wasser unvorsichtig bey äußerst erhitztem Blute, genießen häufig saures und unreifes Obst, und legen sich dann Nachts an freye offene Plätze, um ihren erhitzten Körper auszukühlen. In Gebirgsländern wechseln die heißesten Tage oft mit frostigen und kalten Nächten ab. Die Folgen solcher Einwirkungen sind für dieses Volk dann: Brechkoliken, Magen- und Gallenfieber, Ruhrkrankheiten; von anhaltender Sonnenhitze nicht selten Hirnentzündung oder sogenannter Sonnenstich, Augen- und Ohrenentzündungen u. s. w. Allem diesen Ungemach und ungünstigen Einwirkungen sind vor Allen die Kinder dieser Landleute ausgesetzt. Ohne Wartung und Pflege, sind sie sich selbst, und bey jeder Krankheit einzig und allein der gütigen Mutter — Natur — überlassen. Sie genießen vor den Kindern der Stadtbewohner nur den einzigen Vorzug, daß sie meist über ein ganzes Jahr an der Mutterbrust Stäcke und Lebenskraft saugen, und fragt man eine 20 Jahre verheirathete Bäuerin um die Zahl ihrer gebornen Kinder, und wieviel annoch am Leben wären — so erhält man zur Antwort: von zehn, zwölf gebabten Kindern lebten kaum mehr drey bis vier. — Die übrigen sind an schwerem Zahnen, Flecken, Scharlach und unter den gewöhnlichen übrigen üblen Einflüssen zu Grunde gegangen. Sie waren die schwächsten von ihnen, konnten die rohe physische Erziehung und den

gänzlichen Mangel an gehöriger Pflege, und den nothwendigsten Bedürfnissen nicht vertragen. Die noch Lebenden waren von ihrer Geburt auf von fester und dauerhafter Constitution, geeignet allen Übeln und feindlichen Angriffen zu widerstehen, und daher auch fähig, zu kräftigen und nützlichen Gliedern des Nährstandes heranzuwachsen.

Die Natur scheint daher wohlthätig mit dieser Menschensclasse zu verfügen, indem sie die untauglichen Schwächlinge zurücknimmt, und nur solche aufkommen läßt, die tüchtig genug sind, sich ihr Stückchen Brod im Schweiße des Angesichtes zu verdienen. Wir können täglich Augenzeugen seyn, wie diese Leute schon der zartesten Jugend die schwersten und anstrengendsten körperlichen Arbeiten auferlegen. Unter solchen mißgünstigen Verhältnissen ist es wohl kein Wunder, wenn auch die stärksten Kinder verkrüppeln, und mitunter die Kräftigsten mit den Schwächlingen zugleich ein Opfer werden. —

Überdies suchen das Landvolk noch die mannigfaltigsten Unglücksfälle heim, wie Beschädigungen und Verwundungen aller Art, Beinbrüche, Auslenkungen, gefährliche Bruchkrankheiten, Verbrennungen, Erstickungen, Vergiftungen u. s. w., ferner Frühgeburten, Blutstürze, schwere, gefahrvolle und widernatürliche Entbindungen, welche schwangere Frauen nicht selten durch gefährliche Verletzungen bey ihren schweren Arbeiten treffen.

Es ist nicht zu läugnen, daß Landbewohner vielfache Unpäßlichkeiten, selbst Krankheiten ohne ärztliche Hülfe, bloß durch die Heilkraft der Natur, trotz widersinniger Hausmittel, glücklich überstehen; ja sogar mit den schwersten und gefährlichsten Krankheiten zuweilen auf bewunderungswürdige Weise durchkommen, wo selbst Diät und Heilmittel allem Kunstgemäß ärztlichen Verfahren ganz entgegengesetzt sind; kurz, wo alle Umstände sich zum Verderben des Kranken verschworen zu haben scheinen. Allein dieß berechtigt uns keineswegs zu glauben, daß diese Leute mit solcher erstaunungswürdiger Heilkraft der Natur versehen, der künstlichen Hülfe deßhalb entbehren könnten; der weit größeren Anzahl von Kranken unter ihnen wird durch dieselben Verderben bringenden Ursachen, oft von jeder hülfreichen Hand verlassen, das traurigste Loos zu Theil. —

So viel der Landmann mit seiner kräftigen Natur überhaupt auch zu ertragen fähig ist, so wird er doch von zufälligen atmosphärischen Einflüssen ergriffen, die auch ihn, den Stärksten, den scheinbar Unüberwindlichen, indem sie seine Lebenskraft nach und nach untergraben, überwältigen. Mißjahre versehen ihn in Armuth und Mangel, und zwingen ihn, seinen besseren Vorrath an Nahrungsmitteln zu verkaufen, und sich mit den mißrathenen, schlechten und ungesunden Fehlsungen zu begnügen. Nebstbey werden seine Arbeiten anstrengender, die Kräfte sinken, die Säfte verderben durch die karge und schlechte Kost, die üble Witterungsconstitution trägt vollends noch das Ihrige dazu bey, den Ausbruch von ansteckenden nervösen und faulichten Seuchen zu begünstigen.

Ist dieser bedaurungswürdige Zustand des Landmanns unabänderlich und unverbesserlich? Gebiethen die Clemen-

te und die Armuth allein so hart über sein Geschick? — Wer den Landmann genau zu beobachten Gelegenheit hatte, wird nicht das unabänderliche Schicksal dießfalls anklagen, er wird vielmehr gestehen müssen, daß in vielen Fällen bloße Unwissenheit, Nothheit, hergebrachte Sitten und böse Gewohnheit, oft auch Faulheit, Unreinlichkeit und plumpe Unbeholfenheit es sind, welche so bedeutend und hart das Gesundheitswohl des gemeinen Landvolkes beschränken.

Diesem Volke gebricht es durchaus an gesunder Beurtheilung und Einsicht in Betreff der schädlichen und nützlichen Einflüsse zur Erhaltung der Gesundheit. Sie beurtheilen ihre Krankheiten, wie ihre Unglücksfälle, meistens falsch, vernachlässigen sie entweder ganz, oder wenden verkehrte, oft schnell tödtende Mittel an. Viele von ihnen kennen noch kaum in Etwas die Eigenschaften und den Werth, der wichtigsten Ärzte; oder scheuen die Kosten und verwenden sich weit lieber, in den gefährlichsten Fällen, an die crudesten Aelterärzte, und erst wenn alle Hoffnung gebrochen, nachdem die widersinnigsten Hausmittel und Quacksalbereyen das einfachste Leiden bis zu dem höchsten Grad, bis zum unheilbaren Übel gesteigert haben, dann, und dann erst auf Veranlassung eines menschenfreundlichen Seelsorgers, werden sie bestimmt, ärztliche Hülfe zu suchen. Kommt nun der Arzt zu derley hülfesbedürftigen Leidenden, die oft zerstreut in den unwirthbarsten Gebirgsgegenden wohnen, da wäre es wahrhaft nöthig, er brächte nebst seinen Arzneyen und Instrumenten auch das geringste Erforderniß zur Krankenpflege mit. Das Lager des Kranken ist morsches Stroh, kaum mit einer schlechten, unreinen und stinkenden Kasse bedeckt, welche bald für das Vieh, und dann wieder für den Menschen benützt wurde. Seine Wohnung ist eine mit Rauch und faulen Dünsten angefüllte Stube. Außer weniger Bekleidung mangelt es ihm an aller Wäsche, und man findet bey manchem Gebirgsbauer kaum ein elendes Leinwandstücken, um es über einen Finger wickeln zu können. Ihre Kochkunst ist nicht minder schlecht bestellt, sie verstehen nur die größten Gerichte zuzubereiten, ihr Tisch- und Küchenapparat ist armselig genug; man findet hier außer einigen großen Schüsseln, irdenen Pfafen und hölzernen Trinkgeschirren kaum ein anderes Gefäß. Wie wäre es da möglich für den Kranken eine taugliche Suppe, einen Umschlag, einen Thee, eine Mandelmilch, oder sonstige Hülfsmittel zu bereiten? Unter solchen Umständen wird die Noth zur Tugend, und der Arzt genöthigt, das Vorhandene so gut als möglich zum Heil und zur Rettung des Kranken zu verwenden. Hier blicthen sich dem Landarzte Schwierigkeiten dar, die den Ärzten in großen Städten durchaus fremd bleiben — und die den Erfindungsgeist in der ganzen Ausdehnung des Wortes in Anspruch nehmen. Bey solcher Gelegenheit bewähren sich oft die einfachsten Mittel, und die Jedermann so leicht zu Gebote stehen, als wahre Rettungsmittel.

Übrigens fehlt es den Landleuten nicht an Gelegenheit, mit dem geringsten Kostenaufwande sich gesündere Wohnungen zu verschaffen, ihre Naturproducte in gedeichlichere Nahrung umzuschaffen, ihre Kleider reinlich und der herrschenden Witterung gemäß zu erhalten und zu ordnen, ihre oft so günstigen Grundstücke, die sie nur aus Unwissenheit mit

Wissen und Haber besäen, durch eine bessere Bearbeitung des Bodens und durch eine zweckmäßigere Aufeinanderfolge der Feldfrüchte, auf Erzielung eines höheren Ertrages und Erzeugung zuträglicherer und edlerer Nahrungsmittel zu erheben.

Wer fände wohl mehr Anlaß und Gelegenheit, diesen Unglücklichen ihr Schicksal zu erleichtern und ihre Lage zu verbessern, und wessen wohlmeinendem Rath und Belehrung würden sie wohl bereitwilliger und dankbarer Folge leisten, als dem ihrer Seelsorger, Vorgesetzten und Lehrer, die sie stets umgeben, mit denen sie in der genauesten Berührung leben, und die mit ihren Mängeln und Gebrechen vor Allen vertraut sind.

Wie oft wird ein würdiger Seelsorger zu einem gefährlichen Kranken berufen, der hilflos und in Lebensgefahr danieliegt, wo oft ein einfaches, aber zweckmäßiges und augenblicklich angewendetes Mittel den Kranken retten oder doch die Gefahr mildern, oder den raschen Fortschritten des Übels, bis zur Ankunft des Arztes, Einhalt thun könnte; und welches Wohlgefühl, welche Seelenfreude müßte den Menschenfreund durchdringen, der unter solchen Umständen ein rettender Engel erscheint für solche, die ohne seine Hülfe rettungslos verloren gewesen wären. Wie oft kommt der Priester, besonders auf dem Lande, wo man ihn selbst früher als den Arzt ruft, in ähnliche Gelegenheit? — Wie viele Mittel stehen den Landobrigkeiten zu Gebote, durch wohlthätige Verfügungen das Gesundheitswohl der Unterthanen zu befördern, durch zweckmäßige Anstalten ihren gefährlichsten Krankheiten vorzubeugen, und den Unglücksfällen erfolgreich zu begegnen.

Die Bildung in der Jugend hat unlängbar den größten Einfluß auf die künftige Denk- und Handlungsweise des männlichen Alters. Nichts trüge zur Vertilgung und Ausrottung nachtheiliger Sitten und Gebräuche, böser Gewohnheiten, Irthümer, Vorurtheile u. s. w. mehr bey, als wenn von Seite der Schulvorsteher und Lehrer die Wurzeln dieser so giftigen Gewächse, durch gründliche Belehrung und Mittheilung der natürlichen Gesundheitsregeln, durch zweckmäßige Aufklärung und Warnung, in ihrem Keime erstickt würden.

Auf diese Art würde dieser unwissenden Menschenclasse nicht nur das höchste Kleinod die Gesundheit erhalten und verbessert, sondern auch ihr gesammter Wohlstand, und das Wohl des Staates befördert; um so mehr, da die Aufrechthaltung guter Sitten, und selbst die der Religion damit im innigsten Einklange stehen.

Das Brot, seine Vereitung und Einfluß auf die Gesundheit.

Der menschlichen Indusirie verdanken wir das Mehl, diesen wichtigen Zusatz zu unsern Nahrungsmitteln. Die Pflanzen, welche diese Classe von Nahrungsmitteln liefern, können sämmtlich als solche angesehen werden, welche ihre nährenden Eigenschaften der Cultur verdanken. Dr. Dar-

win sagt, daß die Kunst, das Menschengeschlecht durch ein so kleines Korn, wie der Weizen ist, zu ernähren, in Aegypten entsprungen zu seyn scheine, und daß Ceres der unsterbliche Name sey, den man der Erfinderinn beylege. Wahrscheinlich sey aber diese Kunst nur nach und nach zu dem gegenwärtigen Standpunkte der Vollkommenheit gelangt, und sie verdanke ihre Vollendung den Anstrengungen vieler Generationen. Das Weizenmehl enthält drey von einander verschiedene Substanzen; einen schleimig zuckerartigen Stoff, Stärkemehl und eine eigenthümliche Substanz, die mehrere Eigenschaften mit den thierischen Stoffen gemein hat, — den Kleber. Wegen der Menge dieses letzteren Bestandtheils hat das Weizenmehl den entscheidendsten Vorzug vor dem Gersten-, Roggen- und Habermehl, aus denen eine weit geringere Menge Kleber ausgezogen werden kann. Das Weizenmehl liefert bey weitem das beste Material zur Vereitung des, für die Diät so wichtigen Artikels des Brotes; jedoch kann dieses auch aus allen Körnerfrüchten, aus eßbaren Kastanien, aus verschiedenen eßbaren Wurzeln und aus Kartoffeln bereitet werden. Der erste Prozeß, um mehliges Samen genießbar zu machen, besteht darin, sie zwischen Mühlsteinen zu Pulver zu zerreiben, die deßhalb Dr. Darwin sehr passend, die „künstlichen Zähne der menschlichen Gesellschaft“ genannt hat.

Das auf diese Weise gewonnene Mehl wird von den Schalen der Samen, der Klebe, durch Sieben oder Beuteln gereinigt, und dann erst ist es weißes Mehl. Vermischt man dieses mit Wasser, so erhält es die Eigenschaft, den Körper zu ernähren, allein es versteht sich von selbst, daß es in diesem rohen Zustande nicht leicht verdaulich seyn kann; es liegt schwer in dem Magen und hindert die, zur Vereitung des Magensaftes nothwendige Bewegung desselben. Durch Anwendung der Hitze wird aber diese Verbindung leichter zu kauen und leichter verdaulich; daher finden wir in der Geschichte der frühesten Zeiten, daß verschiedene Prozesse vorgenommen wurden, um diese Veränderung hervorzubringen. Die Entdeckung der Brotbereitung aber, so einfach sie uns erscheint, war erst das Werk mehrerer Jahrhunderte. Sehr richtig wurde bemerkt, daß das Weizenmehl sich am besten zum Vereiten des Brotes eigne, nämlich zu dem in Laiben geformten Brote. Dies ist Folge der vorherrschenden Menge Kleber, die es enthält, und der auf folgende Weise bearbeitet wird. Der erste Grad des Läuterungsprozesses besteht darin, daß man das Mehl mit Wasser vermischt, und auf diese Weise einen Teig bereitet: im Durchschnitt rechnet man zwey Theile des ersteren. Dieses Verhältniß ist jedoch nach dem Alter, und nach der Qualität des Mehls verschieden; im Allgemeinen erfordert das Mehl, je älter und besser es ist, eine desto größere Menge Wasser. Diesen Teig kann man nur als ein zähes und elastisches Gemenge des Klebers ansehen, dessen Zwischenräume von Stärkemehl, Cyweißstoff und Zucker ausgefüllt sind. Läßt man diese Masse eine zeitlang stehen, so wirken diese Bestandtheile auf einander, und wahrscheinlich ist der Kleber dabey am thätigsten; die süßen Stoffe bewirken die Gährung, und es entwickelt sich Alkohol, Kohlensäure, und zuletzt Essigsäure. Die aus diesem Teige gebackenen Laibe

sind voll kleiner Löcher, wie unser Brot, sie sind aber so sauer und übel-schmeckend, daß sie nicht genossen werden können. Wird ein Theil dieses gegohrenen Teiges (Sauerteig) mit frischem bereitetem Teige vermischt, so beginnt die Gährung nach kürzerer Zeit; ein Theil der Kohlensäure will entweichen, aber der wie eine Haut ausgedehnte Kleber läßt sie nicht durch, es bildet sich daher eine Menge kleiner Höhlen, welche die Masse leicht und schwammig machen. Wir sehen leicht ein, daß das Mehl, welches die durch den Kleber ihm verliehene Zähigkeit nicht hat, kein lockeres Brot liefern kann, wenn auch der Gährungsprozeß durch künstliche Zätze verstärkt wird. Brachte man die Gährung durch Sauerteig hervor, so wird das Brot leicht sauer, weil es schwer ist, die erforderliche Menge genau zu treffen, wo es dann bey einer zu großen Menge einen üblen Geschmack bekommt, bey einer zu geringen aber fest — und schwer wird. Aus diesem Grunde nimmt man statt des Sauerteiges zum Weizenbrote Hefen; ein Gährungsmittel, welches sich an der Oberfläche des gährenden Bieres ansammelt. Wahrscheinlich verdanken wir diese Bereitungsart den alten Gaulern. In Paris ist diese Art, den Teig gähren zu machen, erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eingeführt worden; die medicinische Facultät erklärte damals, sie sey der Gesundheit nachtheilig, und es währte lange Zeit, ehe die Bäcker das Publicum überzeugen konnten, das auf diese Weise bereitete Brot sey besser, als das gesäuerte. Die Chemiker haben lange zu untersuchen sich bemüht, auf welche Weise die Hefe eine Gährung bewirken könne, umständliche Analysen wurden vorgenommen, und auf deren Resultate gründete man verschiedene Theorien; alle diese scharfsinnigen Speculationen wurden jedoch durch die Entdeckung zu nichte gemacht, daß getrocknete und in Kugeln geformte Hefe jenem Zwecke ebenfalls entspreche. Frankreichs Bäcker lassen diese aus der Picardie und aus Flandern kommen, befeuchten dieselbe, und sie bewirkt dann eben so gut, wie frische Hefe die Gährung in dem Teige. Die Anwesenheit von Kohlensäure, Wasser, Essigsäure und Alkohol kann also nicht wesentlich nothwendig seyn, denn diese Bestandtheile müssen bey dem Trocknen der Hefe entweichen. Endlich hat man entdeckt, daß der Kleber mit einer vegetabilischen Säure verbunden, alle diese erforderlichen Wirkungen hervorbringe; diese Verbindung findet sich in dem Sauerteige, und sie ist es auch, welcher die Hefe ihre Eigenschaft als Gährungsmittel verdankt. Wenn der Teig gehörig gegohren und gegangen ist, bringt man ihn in den vorher erhitzten Ofen, und läßt ihn darin, bis er gebacken ist. Der mittlere Hitzegrad ist nach Hrn. Tillets Versuchen 448°. Das Brot hat nach dem Herausnehmen aus dem Ofen ungefähr ein Fünftheil seines Gewichtes verloren, was von dem Verdampfen des Wassers herrührt; viele Umstände, die sich nicht leicht berechnen lassen, verändern jedoch dieses Verhältniß. Das fri-

sche Brot hat einen eigenthümlichen Geschmack und Geruch; ein Beweis, daß sich während des Backens einige eigenthümliche Substanzen gebildet haben müssen, deren Beschaffenheit wir jedoch nicht kennen. Das Brot ist von dem Mehle, aus dem es bereitet wurde, durchaus verschieden; man kann keinen der Bestandtheile des Mehls in dem Brote entdecken; es läßt sich leichter mit Wasser vermischen als der Teig, und davon hängt wahrscheinlich größtentheils die größere Verdaulichkeit desselben ab. Es ist schwer, die chemischen Veränderungen anzugeben, die Statt gefunden haben; so viel scheint indessen gewiß zu seyn, daß ein Theil von dem Wasser oder von dessen Grundbestandtheilen gebunden worden ist, und sich mit dem Mehle vermischt hat; der Kleber scheint sich mit dem Stärkemehl und mit dem Wasser vereinigt und auf diese Weise eine Verbindung gebildet zu haben, von der die nährenden Kräfte des Brotes abhängen.

Das ungesäuerte Brot besteht aus einer Mischung von Mehl und Wasser, welche in einen festen und zähen Kuchen geformt, so dünn als möglich gemacht, um es trocknen zu können, und oft mit Butter vermischt wird, damit es durch sie auflöslicher, zerreiblicher und poröser werde, dadurch wird es aber saurer und erzeugt leichter Säure in dem Magen. Unter dem ungesäuerten Brote ist der Zwieback bey weitem am vorzüglichsten, und in allen Fällen, wo gesäuertes oder gegohrenes Brot nicht paßt, kann man dessen Gebrauch empfehlen. Es gibt Fälle, in denen gewöhnliches Brot nicht gut bekommt, und wo die Säure im Magen dadurch gehoben wurde, daß der Kranke statt des Brotes Zwieback genießen mußte.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e.

Über wieder erwachte Scheintodte soll ein, aus amerikanischen Zeitungen ins Deutsche übertragener Artikel folgendes enthalten:

„Zu New-York läßt man seit einiger Zeit vor dem völligen Begräbniß die Särge acht Tage lang aufrecht, halb über der Erde stehen, und zwar mit einer Öffnung in der Gegend des Kopfes der Leiche, welche durch Schnüre an den Händen und Füßen mit einer Glocke in Verbindung steht. Unter einigen Tausenden, bis jetzt auf diese Weise Begrabenen, wurden bereits mehrere Scheintodte gerettet.“

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauss's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

J u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

20.

Wien, Mittwoch den 7. July.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatsheften für 5 Thlr. lösch.

Das Brot, seine Bereitung und Einfluß auf die Gesundheit.

(V e s t l u f t.)

Die verschiedenen Gattungen Brot, die genossen werden, zerfallen überhaupt in drey Classen: Weißbrot, Weizenbrot, und hausgebackenes Brot. Bey dem ersten ist alle Kleye entfernt, bey dem zweyten nur die gröbere, und bey dem dritten gar keine; das Weißbrot besteht demnach nur aus dem Mehle, das Weizenbrot aus dem Mehle und der dünneren Kleye, und das hausgebackene Brot aus allen Bestandtheilen des Getreides, ohne daß man die grobe Kleye oder das feine Mehl entfernt hat. Man muß mit den verschiedenen Wirkungen dieser Brotsorten genau bekannt seyn, denn man wird leicht einsehen, daß dieß ein für die Diät höchst wichtiger Umstand ist. Die Wirkung des Stärkmehles auf die Eingeweide ist zusammenziehend; Brot also, welches nur aus dem weißen Mehle bereitet wurde, verstopft; dieß ist nicht der Fall, wenn Kleye darin enthalten ist, die Schale des Getreides scheint mechanisch auf die Eingeweide zu wirken, und sie zu größerer Thätigkeit zu reizen. Es ist bekannt, daß viele Körper auf diese Weise die innere Oberfläche der Därme reizen, und dessen peristaltische Bewegung befördern, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Natur gewissen Kräutern darum im frischen Zustande ein raues und grobes Gewebe verlieh, damit es zu der Zeit, wo die geringer nährenden Eigenschaften eine solche Wirkung heilsam machen, einen stärkeren Reiz auf die Eingeweide der Thiere hervorbrächte, die sich von ihnen nähren. Der praktische Werth dieser Ansicht liegt nahe, und die Erfahrung hat die Zweckmäßigkeit ihrer praktischen Anwendung klar bewiesen dadurch, daß, da Ärzte den Genuß einer andern Brotsorte anordneten, es oft gelungen ist, die Stuhlausleerungen zu reguliren.

Die Franzosen haben verschiedene Sorten Brot, zu denen Eyer, Milch und Butter kommt. Sie thun gewöhnlich Ammonium unter den Teig, welches während seines Ver-

dampfens in dem Ofen das Brot in die Höhe treibt, und es auf diese Weise schwammiger macht.

Das Gerstenbrot hat einen süßlichen, nicht unangenehmen Geschmack, es wird aber leichter zähe, ist weniger nahrhaft und schwerer verdaulich, als das Weizenbrot. Gewöhnlich thut man Gerstenmehl unter das Gerstenbrot, dadurch wird es aber sicherlich noch schlechter. Das Roggenbrot hat eine dunkle Farbe, und liegt schwer in dem Magen; es erzeugt leicht Säure und Durchfälle, es scheint aber sehr nahrhaft zu seyn. In mehreren Grafschaften in dem Innern von England, wo man oft Brot aus Hafermehl bereitet, wird das Mehl vor dem Backen gesäuert; dieses Brot ist nicht fest, sondern es hat eine weiche Krume, und bekommt kräftigen Personen wegen seiner mäßigen Säure recht gut; schwächliche Individuen müssen es jedoch wo möglich meiden. Gewöhnlich hat aber das Mehl in diesem Brote nicht gegohren, und es werden darum breite, dünne Kuchen bereitet, die man bäckt oder röstet. Diese nennt man Haferkuchen, geschlagene Kuchen und Schüttelkuchen. Das eigentliche Haferbrot wird in Laibe geformt. Die Gesundheit und Kraft der Völker, deren hauptsächliches Nahrungsmittel diese Frucht ausmacht, beweist, daß es sehr nahrhaft ist; der Magen muß aber daran gewöhnt seyn, wenn er es gehörig verdauen soll. Bey denen, die nicht daran gewöhnt sind, erzeugt es Sodbrennen, und es soll auch bey solchen, die es nicht vertragen können, Hautausschläge verursachen. In Zeiten des Mangels hat man auch aus Kartoffeln Brot gebacken, sie enthalten aber im Verhältniß zu ihrem Stärkmehl zu vielen Schleim, als daß sie gut zum Brotbacken benutzt werden könnten; besser wird dieses Brot, wenn man eine gewisse Menge Weizenmehl darunter mischt. Aus Reis läßt sich ein gutes Brot bereiten, aber wie bey den Kartoffeln, muß auch bey ihm etwas Weizenmehl zugemischt werden. Man behauptet, das aus mehreren Getreidearten bereitete Brot sey besser, als das, wozu man nur eine Sorte nimmt, weil ihre verschiedenen Eigenschaften einander verbesserten.

Gewiß ist dieß bey dem sogenannten Schwarzbrote der Fall, welches aus Weizen- und Roggenmehl bereitet wird; für sich allein enthält das erstere zu vieles Stärkmehl, und verstopft deßhalb; das letztere wirkt ohne alle Beymischung oft laxirend; werden aber beyde in einem richtigen Verhältnisse zu einander gemischt, so geben sie ein gesundes Nahrungsmittel ab.

Wie wichtig das Brot als Nahrungsmittel sey, läßt sich aus seinem täglichen Genuße entnehmen. Außer seinen nährenden Eigenschaften, vollbringt es auch noch eine mechanische Verrichtung von großer Wichtigkeit. Es zertheilt die Nahrungsmittel, gibt ihnen den erforderlichen Umfang und Zusammenhang; es ist daher nützlicher, dasselbe mit solchen Nahrungsmitteln zu verbinden, die in einer kleinen Masse vielen Nahrungstoff enthalten, als mit denen, die an und für sich schon einen größeren Umfang haben, und verhältnißmäßig weniger nährrende Stoffe enthalten. Die concentrirte Kochkunst schadet darum den Franzosen weniger, weil dieses Volk eine große Menge Brot zu seinen Mahlzeiten ist. Viele wissen aus eigener Erfahrung, wie sehr dieß die Nachteile verbessert, welche Kräftige Brühen und Ragouts zur Folge haben. Genießt man eine kräftige Brühe ohne eine ansehnliche Menge altes Brot, so bekommt man nicht selten Sodbrennen; sie schadet aber manchem Magen niemahls, wenn man sie mit diesem Zusatze verzehrt. Niemahls sollte man frisches Brot essen; in diesem Zustande schwillt es wie ein Schwamm in dem Magen auf, und ist sehr schwer verdaulich. Man muß auch dafür sorgen, daß man gehörig ausgebackenes Brot erhält. Wenn nicht alle Theile des Brotes genau mit einander verbunden sind, und wenn die fire Luft nicht herausgetrieben worden ist, kann es, auch in sehr kleiner Menge genossen, Säure und Verdauungsbeschwerden verursachen. Nach dieser Auseinandersetzung der Vorzüge des Brotes wird es nothwendig seyn, noch einige Bemerkungen über die Nachteile mitzutheilen, die es unter gewissen Bedingungen haben kann. Unverkennbar erzeugt es in gewissen Krankheiten leicht Säure; täglich sehen wir, daß bey Kindern Säure und andere Verdauungsbeschwerden nach dem Genuße des Brotes eintreten. In dem zarteren Alter darf man es nicht wohl genießen lassen, weil es Blähungen und Verstopfung verursacht; und selbst bey schon erwachsenen Kindern gibt es ein blaßes Ansehen, und veranlaßt Wurmkrankheiten.

Das Brot kann auch durch die Anwesenheit schädlicher Stoffe, die entweder auf natürliche oder auf künstliche Weise ihm beygemischt sind, schädliche Wirkungen hervorbringen. Dieser Umstand verdient ganz besonders beachtet zu werden. Die Anwesenheit eines eigenthümlichen, giftigen Stoffes, des Mutterkorns, hat oft Veranlassung zu weit verbreiteten Krankheiten gegeben.

Außer dem Brote werden noch andere Speisen aus gebacknem Mehle bereitet; z. B. Pudding, Pfannenkuchen u. s. w. Der am leichtesten verdauliche Pudding ist der aus Brot bereitete und gekochte, der aus Mehl bereitete sogenannte geschlagene Pudding ist nicht so leicht verdaulich. Der Pfannenkuchen wirkt deßhalb nachtheilig auf die Verdauung, weil er mit Fett gebacken wird, welches nicht jeder Magen

vertragen kann. Alle Pasteten sind in hohem Grade schädlich; ich bin fest überzeugt, daß wenigstens die Hälfte der durch Schmausereyen veranlaßten Verdauungsbeschwerden von dem Genuße der Pasteten herrührt.

Das Verhältniß der Knaben- und Mädchengeburten in Frankreich.

Herr Poisson las in der Sitzung der Akademie vom 16. Februar eine Abhandlung über eine merkwürdige Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung vor. Seit langer Zeit schon weiß man, daß in unsern Klimaten unter einer bestimmten Anzahl von Kindern, mehr Knaben als Mädchen geboren werden, und allgemein nahm man an, daß das Verhältniß der Zahl der Knaben zu jener der Mädchen sich verhalte, wie 22 zu 21. Im Jahre 1822 ließ der Minister des Innern eine sehr ausführliche Tabelle über die Fortschritte der Bevölkerung in Frankreich verfertigen. Aus dieser Übersicht ging hervor, daß das Verhältniß der männlichen Geburten zu den weiblichen ein noch bedeutenderes ist, nämlich wie von 16 zu 15. Diese letztere Angabe, welche, wie man sieht, eine von jener ersten auffallend verschiedene ist, hatte die vollkommenste Glaubwürdigkeit für sich. Es ergab sich in der That aus einer Anzahl von fast 6 Millionen Geburten beyderley Geschlechts dieses ungleich größere Verhältniß der männlichen zu den weiblichen, als das, was man bisher angenommen hatte. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß die Geburten der unehelichen Kinder beyderley Geschlechts sich auffallend von dem Verhältnisse von 16 zu 15 entfernten. Von dem Jahre 1817 bis 1822 hatten diese Geburten durch ganz Frankreich 198,995 Knaben und 189,282 Mädchen betragen, welche Zahlen fast das Verhältniß von 20 und 12, zu 19 und 12 geben. Es schien also daraus hervorzugehen, daß in der Classe solcher Kinder die Anzahl der Mädchen weit mehr jener der Knaben nahe kommt, als bey den in der Ehe erzeugten. Seit dem Jahre 1825 hat man in jenem Jahrbuche die Bemerkungen über die Fortschritte der Bevölkerung sowohl in Frankreich überhaupt, als in den einzelnen Departements fortgesetzt. Das allgemeine Resultat dieser Untersuchungen ist hinsichtlich des Verhältnisses der männlichen Geburten zu den weiblichen fortwährend dasselbe geblieben, nämlich bey allen legitimen Geburten, wie das Verhältniß von 16 zu 15; die äußersten Fälle waren von 15 zu 14, und von 17 zu 16. Allein hinsichtlich der außerehelichen Geburten ist das Verhältniß der Knaben zu denen der Mädchen nicht mehr das nämliche geblieben. Es findet sich jetzt im Durchschnitte für einen Zeitraum von 10 Jahren und auf eine Anzahl von ungefähr 700,000 Geburten, wie das von 21 zu 20. Es war interessant zu untersuchen, ob man die nämlichen Verhältnisse hinsichtlich jedes einzelnen Departements entdecken würde. In dieser Beziehung hat man 30 Departements des südlichen Theils von Frankreich untersucht. Die Geburten in denselben vom Jahre 1817 bis zum Jahre 1826 standen vollkommen in dem Verhältnisse, wie in Frankreich im Allgemeinen, nämlich von 16 zu 15,

und wenn man sie nach jedem einzelnen der 10 Jahre berechnet, so findet man ebenfalls keinen bedeutenden Unterschied, die äußersten Grade dieses Verhältnisses waren von 14 zu 12, und von 17 zu 16. Dieses Ergebnis läßt nun schließen, daß die größere Anzahl der männlichen Geburten nicht von dem Klima auf eine bemerkbare Weise abhängig ist, wenigstens nicht innerhalb der Gränzen, welche die Temperatur in Frankreich hat. Der einzige Umstand, welcher auf das Verhältniß der männlichen Geburten Einfluß zu haben scheint, ist außer dem der ungesegneten Verbindung der Altern, der Aufenthalt derselben in großen Städten und diese beiden Umstände haben die Verringerung dieses Verhältnisses zur Folge. Dieß ist das Resultat, welches sich aus dem Fortgange der Bevölkerung in der Stadt Paris ergibt. Die seit 10 Jahren angestellten, immer übereinstimmend gefundenen Beobachtungen lassen also annehmen, daß unbekannte, aber fortwirkende Ursachen eine Verminderung der Mehrzahl der männlichen Geburten, bey denen, die außer der Ehe, und in großen Städten erzeugt sind, bewirken. Da diese Fälle nun bekannt sind, so kann man unter allen Umständen mittelst der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Veränderungen berechnen, welche hinsichtlich des Verhältnisses der Geburten von Knaben zu denen von Mädchen sich ereignen. Diese Untersuchung würde gar keine Schwierigkeit haben, wenn das Verhältniß der Zahl der Knaben zu der der Mädchen durchaus unveränderlich wäre. Da es sich aber von einem Jahre zum andern ändert, obgleich nur in geringem Maße, so biethet diese Berechnung Schwierigkeiten dar, welche uns nicht gestatten, mit vollkommener Genauigkeit zu bestimmen, in wie weit man sich bey der Berechnung der Wahrscheinlichkeit hinsichtlich der Geburt eines Knaben oder Mädchens irren kann. Die Abhandlung des Hrn. Poisson hat zum Zweck, in dieser Beziehung die Wahrscheinlichkeitsrechnung zu vervollkommen.

Trunksucht, Entstehung derselben und ihre Grade.

Consuetudo est altera natura! (Gewohnheit ist eine zweyte Natur) sagte ein alter Lateiner, und die zur Natur gewordene Gewohnheit — ist oft Krankheit! fügt ein Arzt der neueren Zeit hinzu. — So ist es auch mit der Trunksucht. Wenn selbe erst einmahl zur Gewohnheit eingerissen ist, dann wird sie unentbehrlich, wie dem Wechselfieber der Parorysmus. Sie verleitet, sich selbst überlassen, wie so viele andere Krankheiten zu den schädlichsten Extremen, zu dem gewissen Verderben. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, können wir sie dreist in das Heer der Krankheiten aufnehmen und ihrer Art nach behandeln. Wir wollen versuchen eine Skizze davon zu entwerfen.

„Seh kein Weinsäufer, denn der Wein bringt viele Leute ums Leben,“ sagte schon der weise Syrach in seinen vortrefflichen Lebensregeln. Schon damahls war das Laster der Trunksucht bekannt. Man kannte schon damahls seine schrecklichen Folgen für die Gesundheit des menschlichen Körpers, schon damahls predigte der fromme Syrach so eifrig dagegen.

Ein Trunkenbold ist der Lasterhafteste unter den Lasterhaften. Der Mensch, der den freyen Gebrauch seines Verstandes sich selbst raubt, und dieß ist bey dem Trunkenbolde der Fall, ist der abscheulichsten Ausschweifungen und der größten Verbrechen fähig, gleicht ganz einem wilden Thiere, das sich von seinen Ketten losgerissen hat. Bey allen andern Lastern, wenn sie auch noch so schädlich sind, behält der Mensch doch die entscheidenden Eigenthümlichkeiten der Menschheit, den Gebrauch der Vernunft; aber die Trunksucht beraubt ihn derselben ganz, und erniedrigt ihn weit unter das Vieh. Auch gibt es wahrlich kein Laster, das sich so leicht der Herrschaft über den Menschen bemächtigt, und ihn mit so unauflösllichen Banden fesselt, als dieses. Wer an einen solchen zum Thiere herabgesunkenen Menschen Wohlthaten verschwendet, die ihn nicht bessern, ladet auf sich selbst eine Schuld, eine zentnerschwere Schuld, für die es keine Entschuldigung, keine Rechtfertigung gibt.

Jedes Land hat seine Eigenthümlichkeiten, und nach diesen richten sich auch die Producte, die es hervorbringt. In den südlichen, gebirgigen Gegenden, in den heißen Zonen des Südens ist der Wein das Mittel die Geister zu befeuern. Die Insulaner, näher der Sonnenlinie, bedienen sich des Rums und Arraks. In den kalten Zonen, näher dem Nordpol, bis an Kamtschatka's und Nova-Zembla's eiskigen Küsten, wo die starrende Natur die südlichen Producte nicht hervorbringen kann, und wo Überfluß an Getreide ist, wird der Brauntwein dazu benützt. Die Bewohner des Orients, mohammedanischer Religion, dürfen gemäß ihres Propheten ausdrücklicher Geseze, weder Wein noch Brauntwein, noch Rum, oder sonstige geistige Getränke genießen, und hätte Mohammed die Eigenschaften des Opiums gekannt, er hätte gewiß auch dieses auf das Nachdrücklichste verboten. Um also den Stifter ihrer Religion im Geiste dieser Geseze zu hintergehen, verausachen sich die Türken mit Opium. So mißbraucht denn der Mensch die Gaben der wohlthätigen Natur zu seinem eigenen Verderben. Alle diese Mittel wurden nicht zum gewöhnlichen Getränke geschaffen, die Natur gab sie uns nur als Mittel, unsere Leiden zu heben; allein der Mensch würdigt sie zu einem schnöden, schädlichen Gebrauche herab, und bedenkt dabey nicht, wie viel Leiden er sich damit schafft, wie er sich selbst sein Daseyn damit abkürzt.

Es wird kein Trunkenbold geboren, nur nach und nach entwickelt sich dieß schädliche Laster oft zu einer so kolossalen Größe. Ein Zufall, ein Ungefähr, ein böses Beyspiel verleitet oft den Unglücklichen, der sich diesem Laster ergab. Er machte vielleicht den Anfang mit einer geringen Quantität, vielleicht mit einer wohlgeschmeckenden Form des gebrannten Wassers. Er hielt es für unschädlich, sogar zu trüglich. Es fing ihm an zu behagen, er folgte der Stimme der Sinnlichkeit, die ihn wiederhöhlte zum Genuße aufforderte, und so ward es zur Gewohnheit, die nicht mehr zu bekämpfen war. Der Wohlgeschmack, der Reiz forderten ihn zur Wiederholung, ja zur Vermehrung des Genußes auf, und seine Vernunft, nicht mehr mächtig, der Sinnlichkeit Gränzen zu setzen, gab diesem Verlangen nach, und so sank er immer tiefer dem Laster in die Arme. Zuletzt war

es ihm nicht mehr möglich, ohne das gewohnte Reizmittel zu leben. Sein Körper, zu sehr daran gewöhnt, verlangt sogar ausdrücklich dieses Reizmittel zu seiner Selbstständigkeit. Das durch das Uebermaß higer Getränke geschwächte Nervensystem verlangt dringend diesen gewohnten Reiz wieder, um dem Körper die gehörige Spannkraft zu geben; allein, wenn die Nerven zu diesem Behufe nur mit einer bestimmten Quantität sich begnügen, dann ging es noch an. Allein der Körper verlangt zu seiner Erhaltung immer stärkere Dosen, und je stärker die Dosen genommen werden, desto größer wirkt die Ueberreizung, und die Folge dieser — eine abermahl desto größere Schwäche. Ich habe Personen gekannt, die, wenn sie noch nüchtern waren, kein Glied still halten, nicht einmahl verständlich sprechen konnten, bis sie erst ihre gehörige Quantität zu sich genommen hatten, dann erst waren sie fähig, das Bett zu verlassen.

Es gibt meines Erachtens mehrere Grade der Trunkenheit:

1. Grad. Der Trunkflüchtige bedient sich der higen Getränke, um seinen Nerven die, zu seinem Geschäfte nöthige Spannkraft zu geben, welches er ohne solche Reizmittel nicht leicht vollbringen kann; er ist daran gewöhnt, es ist ihm zum Bedürfnis geworden. Aber immer läuft er dennoch große Gefahr, ein wahrer Trunkenbold zu werden, denn die Stimme der Verführung ist so süß, so unwiderstehlich. — Besser ist es daher, ganz und gar sich higer Getränke zu enthalten, oder sich selbe nie zur Gewohnheit, zum täglichen Gebrauche zu machen.

Es ist weit besser sich auf die angeborene Spannkraft der Nerven und Muskeln zu verlassen, diese durch Fleiß und Übung zu stärken, lieber durch eine geregelte Diät und vernünftige Lebensweise zu erhalten, als sich selbe künstlich durch einen fremdartigen Reiz zu verschaffen, der nur flüchtig und bald wieder vorübergehend ist, noch größere Schwäche darauf zurückläßt, und das unvermeidliche Bedürfnis einer immer weiter fortschreitenden Steigerung derselben nothwendig macht. Dieser Grad der Trunksucht erstreckt sich über den größten Theil der Menschen: Handwerker, Tagelöhner, Matrosen, Soldaten, Jäger, Landleute, auch solche, welche die durch Ausschweifung verlorenen Kräfte sich auf solche Art wieder zu ersetzen glauben.

2. Grad. Dieser Grad der Trunksucht ist die Verauschung, die Ueberspannung der Sinnlichkeit zu einem gewissen Grade von Schwärmerey, wo der Mensch, seiner gewöhnlichen Verhältnisse uneingedenk, sich in einem gewissen Zustande von Seligkeit befindet, die ihm alles Unangenehme vergessen macht; er fühlt sich in diesem Zustande glücklich, sein Geist ist gesteigert, seine physischen Kräfte scheinen mehr

entwickelt, er lebt gleichsam in einer sorgenfreyen Ideenwelt. Zur Freude gestimmt, und noch mehr durch angenehme Gesellschaft dazu aufgemuntert, läßt er seinen Ideen freyen Lauf.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n.

Die griechischen Weine stehen hinsichtlich ihres Geschmacks und ihres Weingeistgehaltes in der Mitte zwischen den spanischen und Ober-ungarweinen. Sie sind alle süß und sehr feurig, und passen am besten zur Stärkung für schwache Kranke. Die vorzüglichsten griechischen Weine sind von der Insel Cypern, und Samos.

Krusenstern sagt in der Einleitung zu Kozebue's Entdeckungsreise bey Gelegenheit der in England von Donkin gemachten Erfindung, Fleisch, Gemüse und andere Speisen durch hermetische (luftdichte) Verschlössung in zinnernen Büchsen, Jahre lang frisch zu erhalten; „Durch eine kräftige Suppe oder durch irgend nahrhafte Speisen kann gar oft das Leben eines Kranken gerettet werden, wenn Arzneyen keine Hülfe mehr leisten, wie sich besonders bey scorbutischen Kranken der Fall zeigt, deren es freylich sehr auf den Schiffen wenige mehr gibt, seitdem man die Erfahrung gemacht hat, daß es nicht bloß der Gebrauch des Salzleisches und der Seelust ist, die den Scorbut hervorbringt, sondern der Mangel an frischen und gesunden Lebensmitteln, Mangel an Wasche und Kleidungsstücken, der es den Leuten unmöglich macht, die oft durchnästen Kleidungsstücke zu wechseln; Mangel an Reinlichkeit und frischer Luft in ihren Wohnungen, besonders aber Mangel an gehöriger Vorsorge und Theilnahme, welche immer bey den Leuten eine traurige Stimmung hervorbringt; daher eine entgegengesetzte Behandlung in der That als das wirksamste Mittel gegen den Scorbut anzusehen ist.“

Das schöne Geschlecht macht sich durch eitle Verschönerungssucht oft großer Vergehungen gegen die Natur schuldig, und muß dann hart dafür büßen. Eine Dame verschluckte ein halbes Jahr lang alle Morgen acht Kügelchen von weißem Seidenpapier, und trug beständig Kampfer unter den Achseln, um die Röthe, die ihre Wangen zierte und ein Beweis ihrer Gesundheit war, durch Blässe zu mäßigen, und bediente sich daher gegenwärtigen Mittels, das ihr der Unverstand eines Charlatans empfahl. Die Folge davon war, daß sie ihre schöne Naturfarbe verlor, und einen gelblich blassen Teint annahm, den man nicht ohne Widerwillen und Abscheu ansehen konnte; um ihre Gesundheit war es geschehen, sie hatte den Faden ihres jungen Lebens gewaltsam zerrissen. —

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

21.

Wien, Samstag den 10. July.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern. — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden G. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden G. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächsl.

Trunksucht, Entstehung derselben und ihre Grade.

(F e s c h l u ß.)

So angenehm dieser Zustand auch scheint, so schädlich ist er bey häufiger Wiederholung für Körper und Geist; denn eine solche Überspannung geschieht gewöhnlich auf Kosten unserer Lebenskräfte. Es folgt darauf jedes Mal Abspannung und bedeutender Schwähegrad, der sich durch unbehagliches Gefühl, Mattigkeit, Abgeschlagenheit, Müdigkeit im Kopf und Neigung zum Schläfe ausdrückt. Dieser Grad der Trunksucht wird oft von Menschen benutzt, die in unangenehmen häuslichen Verhältnissen leben; ferner von Menschen aus den höheren Classen, die viel lange Weile haben; ingleichen von Personen, die durch sonstige Vorfälle dazu aufgefordert werden, eine zeitlang ihr Leiden zu vergessen und sich glücklich zu fühlen; Verzweifelte, Verbrecher, die von Gewissenspein gefoltert werden, und noch viele Andere ertränken ihre Leiden in diesem benebelnden Styr. — Aber wehe ihnen! wenn sie abgespannt und matt von ihrem Rausche erwachen, dann fühlen sie dreysach ihre Leiden wieder; ihr Gemüth ist verstimmt, denn der ganze Organismus leidet durch die erfolgte Abspannung, und es tritt ein Zustand von Unzufriedenheit, Eigensinn und Empfindlichkeit ein, der an Unerträglichkeit gränzt. So gestimmt, sollte er nun zur Erfüllung seiner Pflichten schreiten! Nun fühlt er erst seine unglückliche Lage. Lust und Neigung zu Geschäften verschwinden, seine Finanzen stocken, die ihm etwa Untergeordneten benutzen seine Schwäche und betrügen ihn überall. Der Trunk erfordert wieder neue Opfer, die er nicht aufbringen kann, und so sinkt der Mensch oft herab zum Bettelstabe. Jedermann verachtet ihn, er findet nirgends eine mitleidige Seele, sein Körper fordert gewohnte Bedürfnisse, und wo soll er diese hernehmen, als durch unerlaubte Handlungen sich derselben bemächtigen. So sinkt er vom Verbrechen zum Verbrechen herab, und tragische Extreme machen dann die Schlußscene. —

Geistlose Scribenten bedienen sich dieses Grades der Trunkenheit ebenfalls, um ihre Phantasie, der es an schöpferischen Ideen fehlt, zu einem Grade der Begeisterung zu erheben. Doch ihre Producte tragen das Gepräge der Überspannung. Ihre Werke sind Ausbrüche einer rohen, zügellosen Phantasie; zu schönen, reinen Idealen werden sie nie emporsteigen, denn in einem solchen künstlich herbeigeführten exaltirten Zustande kann die Seele nie rein, klar, deutlich und wahr empfinden. Blödsinn, Stupidität, Zobsucht, Raserey, Hirnentzündungen und Gehirnverrücktheit aller Art sind oft die traurigen Folgen solcher unnatürlichen Begeisterungen. Der Mufengott bestraft nachdrücklich solche Freyer, die es wagen, seinen geheiligten Tempel durch ihre Mißgeburten zu entweihen, durch frühes Siechthum. Nur die Geweihten, denen Er gütig als Göttergeschenk die Gabe der Dichtkunst verliehen, betreten die Säulenhallen seines Tempels ungestraft. Die Natur ertheilt nur freywillig ihre Gaben, und der Mensch kann sie nie durch gewaltsame Eingriffe ungeahndet ihr entreißen wollen. Der Götterfunke, der in der Seele gefeyerter Dichter und Schriftsteller glimmt, muß angeboren seyn, kann nur durch Studium geweckt, aber nie erzwungen werden, am allerwenigsten durch geistige Getränke. —

Dritter und letzter Grad. Es ist der gefährlichste, schädlichste, abscheulichste, die eigentliche totale Besoffenheit. In diesem Grade hat der Mensch so viel von geistigen Getränken zu sich genommen, daß er in einem völlig paralytischen (gelähmten) Zustande sich befindet, wo das ganze Nervensystem, die sensible Sphäre in einem periodischen, soporösen Taumel sich befindet. Sinnlos liegt der Mensch da, das Gesicht ist roth aufgetrieben, die Augen gläsern, die Zunge lallt nur noch unverständliche Töne, oder ist ganz und gar gelähmt, dabey erfolgt Erbrechen, Roth und Urin gehen unwillkürlich ab. In diesem Zustande ist der Mensch wahrlich nicht mehr Mensch. — Dies ist ungefähr die Steigerung der Trunksucht; so ist sie in ihrem Verlaufe tren gebildet.

Aber man theilt sie auch in die anhaltende, wo der Mensch beständig derselben ergeben ist; zweyten, in die aussehnende, wo der Mensch sich nur in gewissen Zeiten betrünkt; diese hat eine förmliche Verlaufart (Typus), die sich nach den Lebensverhältnissen des trunksüchtigen Individuums richtet. Der Paroxysmus (Anfall) wird nur am häufigsten entweder des Morgens oder des Mittags oder des Abends hervorgerufen. Drittens, die periodische Trunksucht. Diese ist nur an gewissen Tagen, bey Handwerkern oft am Montage (der so genannte blaue Montage), ferner am Sonntage, oder an den Tagen, wo es sonst die Gasse zuläßt, Lohnungstage bey Arbeitern oder auch an solchen Tagen, wo besondere Vorfälle den Trunksüchtigen dazu auffordern: Geburts- und Namenstage, Festtage, vorzüglich Schlachtfeste. Dieß sind practische, auf Erfahrung gestützte, und aus dem Leben aufgegriffene Einteilungen. Man könnte noch die intercurirende (inzwischen laufende), und noch einige andere annehmen, allein das sind wirkliche pathologische Spitzfindigkeiten. Vielleicht bin ich so glücklich, durch das gegebene Bild dieses Lasters allein schon Viele von demselben abzuwenden, bis ich Gelegenheit finde, seine physischen und moralischen Folgen in einem andern Aufsatze zu entwickeln.

Nothwendige Grundsätze bey dem Strafen der Kinder.

Tadel nie bitter und strafe nur dann, wenn du voraussehest, oder die Erfahrung gemacht hast, daß gelindere Mittel nicht zum Zweck führen; laß aber auch das gestrafte Kind weder zu schnell, noch zu spät Beweise deiner Verzeihung und Liebe sehen. Doch unterlaß es nie, ihm die Fehler seiner Arbeiten und seines Betragens zu zeigen, und sey karg mit deinem Lobe, aber freigebig mit deiner Nachsicht, Schonung und Ermunterung. Von der Art, wie Kinder getadelt und gestraft werden, hängt vorzüglich der Erfolg der Erziehung ab. Die Strafe und der Tadel müsse dem Kinde eben so gut, als Erweisungen der Liebe erscheinen, wie die Belohnung und das Lob. Ironie und Bitterkeit wirken gefährlich. Das Ehrgefühl muß nicht nur geschont, sondern auch gepflegt werden, doch so, daß dem Kinde immer Liebe mehr gelte, als Lob, und es nach jener vorzugsweise strebe. Eine gewisse Weichlichkeit hält vom Strafen und Tadeln zurück, und bringt dadurch viel Böses hervor. Man lasse sich nicht durch die Empfindlichkeit der Kinder abschrecken. Diese Seelenschwäche kann nur durch Wohlwollen und wiederholten Tadel geheilt werden. Gütliche Kinder bedürfen vorzüglich als Arzney des Tadels, aber er muß bey diesen besonders in der Sprache des Wohlwillens ausgedrückt seyn, wenn er wohlthätig wirken soll. Den bitteren Tadel empfinden sie als eine Ungerechtigkeit, und ihr Herz verschließt sich dagegen. Den Tadel begleite oft das Wort der Ermunterung und immer trage er mehr die Farbe der Betrübniß, als des Unwillens. Er werde nur dann ausgesprochen, wenn es ungewiß ist, daß das Kind etwas Besseres hätte machen können.

Soll der Tadel nicht seine Wirksamkeit verlieren, so

muß er nicht zu oft kommen; nicht seine Wohlthätigkeit, so muß er nicht im Tone der Verachtung ausgesprochen werden; nicht seine Würde, so muß er kein ironischer und spottender seyn; nicht seine anregende Kraft, so muß er mit lebhaftem Gefühl und in der Sprache des Gefühls ausgesprochen werden. Bey lebhaften Kindern, die in jedem Augenblicke fast Übereilung und Thorheiten begehen, muß die Erziehung mehr übersehen, als rügen, und mehr verhüten, als strafen, mehr abhalten, als verbieten.

Gelindere Mittel, als Tadel und Strafe, z. B. Entziehung einer Bequemlichkeit, ernstes Gesicht, Drohung und Zurechtweisung — scheinen oft nur unwirksam, weil die Wirksamkeit nicht gleich sichtbar wird; sie wirken nach, wie fast alle Erziehungsmittel. Ist der wiederholte und verstärkte Tadel unwirksam, so folge ihm unmittelbar die Strafe.

Dem gestraften Kinde gebe man, besonders wenn es zu den Lebhaften gehört, und noch keine Spuren der Besserung sich zeigen, nicht zu schnell wieder Beweise der Liebe.

Da die Kinder eher durch Lob, als durch Tadel verдорben werden, so sey jenes noch sparsamer als dieser. Dagegen darf man in der Erziehung mit seiner Nachsicht freigebig seyn, besonders bey Kindern von zartem und reizbarem Gefühle. In seltenen Fällen nur lobe man mit Herabsetzung eines andern Kindes; — beydes, Lob und Tadel, geschehe mehr unter vier Augen, als in Gegenwart anderer, weil es sonst zu stark als Reizmittel wirkt.

Rousseau verwarf alle Strafen, und vergaß, daß die vorherrschende Sinnlichkeit eines Widerstandes bedarf, wenn ihr das Kind nicht hingegeben werden soll. Es ist eine Art von Ungerechtigkeit, ja es ist Grausamkeit, wenn man das Kind ungestraft läßt; denn man überliefert es dadurch der Knechtschaft, seiner Sinnlichkeit, und legt den Grund zu seinem physischen und moralischen Verderben. Der freie Wille muß dem Kinde eben so folgericht und unaufhaltsam in seinen Wirkungen erscheinen, wie die physischen Folgen, damit es eine moralische Nothwendigkeit erkenne. Wie soll auch das Kind zur Anerkennung der Güte im Gefühle kommen, wenn es diese nie entbehrt, wenn es bey pflichtmäßigem und pflichtwidrigen Betragen mit gleicher Güte behandelt wird. Die weichlichsten und mit ihrer Güte freigebigsten Altern haben die undankbarsten und ungehorsamsten Kinder. Der Mensch und das Kind weiß nur zu achten, was errungen seyn will, und nicht unverdient gegeben wird. Das Kind wird und muß sich seinen Altern gleichsetzen, wenn diese ihm nicht den Abstand fühlbar machen.

Alles kommt auf die Art des Strafens, des Tadels, des Ver- und Gebiethens an. Man kann so strafen, daß die Strafe bessert, aber auch so, daß sie erbittert und zum trotigen Widerstande reizt. Darum sind folgende Regeln hie- bey sorgfältig zu beobachten:

1) Habt keine Freude am Gebiethen und Verbiethen, sondern mehr am kindlichen Freyhandeln, und mildert das Verbot nach Zeit und Umständen, haltet es zurück, wo es unzeitig ist.

2) Verbiethet seltener durch die That, als durch Worte. Reiset also z. B. dem Kinde das Messer nicht weg, sondern

lasset es selber, aufs freundliche Geboth, dasselbe weglegen, damit es mit Freyheit handeln lerne.

3) Greifet nie durch euer Verboth in die Rechte des Kindes, z. B. „du sollst nicht springen, rennen, Klettern.“

Das Kind unterscheidet sehr gut den starken und ernstesten Ton von dem zürnenden; die Mutter fällt leicht in diesen, wenn sie jenen dem Vater nachzumachen gedenkt. Sie nimmt leicht ihr Verboth zurück, oder beschränkt es, und schwächt es dadurch. So kommt es, daß sich die Kinder endlich nichts mehr verbieten lassen. — Das Verbiehen geschehe in kräftiger Kürze, und je jünger das Kind ist, desto nöthiger ist diese Kürze, ja sie ist nicht einmahl nöthig; schüttle den Kopf, und damit gut! — Das wortreiche Verbiehen macht die Kinder nur unmuthig, und reizt sie zum Spotte. Nur sey das Verbiehen kein heftiges, besser geschieht es zuerst mit leiser Stimme, damit eine ganze Stufenleiter der Verstärkung freysey, — und nur einmahl, und für den kleinsten Ungehorsam erfolge augenblickliche Strafe.

Was das Strafen betrifft, so ist noch hiebey zu beobachten: Strafe verhüten ist besser und weiser, als strafen. Da, wo alle andern Mittel unwirksam geblieben sind, trete die Strafe unausbleiblich und mit voller Strenge ein; doch auch hier beobachte man eine Stufenleiter, und erwäge, ob das Kind Entschuldigungen verdiene, und ob es seine Schuld zu erkennen im Stande sey; denn Strafe gebührt dem, der sich der Schuld bewußt ist. Wo große und strenge Strafen nöthig sind, da steht es schlecht um die Erziehung, und die Strafen werden bald vergeblich seyn. Nicht strenge, aber unausbleibliche und unerlässliche Strafen sind mächtig. Unter dem Volke nicht nur, auch unter den Gebildeten erzeugen die Schläge des Schicksals, welche die Altern empfangen, Gegenschläge auf Kinder. Wie oft wird nur gestraft, weil eine üble Laune reizbar macht. Wie oft härter, als recht ist, weil das Schreyen der Kinder zum Unwillen hinreißt.

„Wer sich gern strafen läßt, der wird klug werden; wer aber ungestraft seyn will, bleibt ein Narr,“ sagt Salomon, und daher sorge der Erzieher dafür, daß seine Zöglinge nicht ihr Herz der Strafe verschließen, daß sie ihnen Wohlthat werde, und das wird sie seyn, wenn sie ohne Unwillen und Heftigkeit geschieht, mit allen Zeichen des Bedauerns, daß man strafen muß. — „Wer seiner Ruten schonet, der hasset seinen Sohn, wer ihn aber lieb hat, züchtigt ihn bald.“ Die Strafe zur rechten Zeit und auf die rechte Art macht bald alle Strafen unnöthig und entbehrlich. „Der hat die Ruthe schlecht angewendet, der sie hernach zum Stocke verdichten muß.“ — Aber ganz entbehren kann das Kind der Strafe nicht, ob es gleich einige gibt, die so weiche, moralische Anlagen haben, daß schon die leiseste Äußerung des Unwillens harte Strafe ist. Kinder von heftiger Gemüthsart werden unertöglich verwildern, und bringen es bis zur Wuth, wenn sie nicht gestraft werden. Ein Kind, das schlägt, werde geschlagen. Aber hüthet euch, ein Kind durch Schlagen zu zwingen, daß es abbitten soll — oder ihm eine Schandstrafe aufzulegen. — „Schande,“ sagt Friedrich Richter, „ist eine geistige Hölle ohne Erlösung, worin der Verdammte nichts werden kann, als höchstens ein Teufel.“ — Auch werde nie die kleinste Strafe spottend auferlegt, sondern

ernst, öfter trauernd. Der älterliche Gram läutert dann den Kindlichen, und macht das Herz für die Ermahnung empfänglich, die die Strafe begleitet.

Strafe kann nicht so viel verderben, als Lob und entzogene Nachsicht. Wir haben gewöhnlich einen falschen Maßstab, nach welchem wir das Betragen, die Äußerungen und die Unarten der Kinder beurtheilen. Wer sich am besten in die Kinderseele hinein versetzen kann, wird der beste Erzieher seyn. „So ihr werdet, wie die Kinder,“ das gilt auch hier. Liebevoller und freundlicher Behandlung sey durchaus in der Erziehung herrschend; doch fehle auch Strenge und Strafe nicht, so oft das jugendliche Gemüth durch diese erst jene muß verstehen und schätzen lernen. „Wer nicht hört, soll fühlen.“ — Aber ferne sey jenes eben so unnütze als verderbliche Moralistiren über das Betragen und die Unarten der Kinder, womit viele Erzieher ihre ganze Pflicht erfüllt zu haben glauben, und das nur in seltenen Fällen und als liebliche Vorstellung der traurigen Folgen eines Vergehens fruchtet. Je mehr Freyheit, desto mehr Güte und Wahrheit. „Was also durch einen Wink bewirkt werden kann, soll nicht durch ein Wort geschehen, und was ein Wort ausrichten kann, dazu soll nicht eine Ermahnungsrede gehalten werden.“

(Der Beschlus folgt.)

Das Heilbad zu Wolfsegg im Hausruckkreise *).

Wohl ihm, der in seiner Heimath, was
Ihm frommet, finden kann.

Acht Stunden von der Hauptstadt Linz, in einer der herrlichsten Gegenden des paradiesischen Oberösterreichs, liegt auf einer Anhöhe, welche eine unbeschreiblich schöne Fernsicht nach allen Seiten gewährt, das Schloß Wolfsegg, und unweit von demselben das wildromantische Kohlgrubenbad mit seinem Heilbrunnen, welcher durch den Einsturz einer Steinkohlengrube zum Vorschein kam, und dessen erste Würdigung dem dasigen Wundarzte Herrn Johann Beck angehört.

Eine genauere chemische Analyse dieses Mineralwassers unternahm der würdige Chemiker Herr Apotheker Johann Ernest Wielguth zu Linz. Die Resultate derselben lieferten in 1000 Loth dieses Wassers 1 Loth 14 Gran auflöslicher, und 20 Grane unauflöslicher Salze in folgenden Verhältnissen:

250	Gran	carbonsaurer Soda
10	„	salzsaurer „
6	„	schwefelsaurer „
10	„	carbonsauren Kalks
7	„	schwefelsauren „
4	„	einer eigentlichen, fetten, weißen, theerartigen Substanz.

*) Dieser, so wie mehrere noch folgende Aufsätze, besonders medicinisch-statistischen Inhaltes, sind durch die besondere Güte des k. k. Regierungsrathes und Protomedicus Dr. Strein mitgetheilt worden.

Hieraus ergibt sich, daß in einem Bade, welches 500 Pfunde oder beyläufig 4 Eimer jenes Wassers faßt, die angedeuteten Bestandtheile in folgender Quantität enthalten sind:

15 Loth	80 Gran	carbonsaurer Soda
1 Loth	40 „	salzsaurer „
93 „	„	schwefelsaurer „
208 „	„	carbonsauren Kalks
112 „	„	schwefelsauren „
64 „	„	theerartiger Substanz.

Wahrlich, ein seines Gleichen im Gehalte weit übertreffendes Heilwasser!

In Gemäßheit dieser Bestandtheile, und nach der Analogie gleichartig wirkender Wässer kann demnach jeder Kranke im Bade zu Wolfsegg hoffnungsvoll sein Heil versuchen, dessen Leiden in nachbenannten Formen sich aussprechen: Chronische Gicht und Rheumatismen und die daraus in mannigfaltigen Contracturen und Lähmungen entspringenden Nachwehen, langwierige Hautausschläge und die bösen Folgen ihrer Unterdrückung, schleichende Entzündungen und Verhärtung der Lymphdrüsen und des Zellgewebes, Kröpfe, veraltete Gelenkgeschwülste, Anschoppungen der Unterleibseingeweide und die darin begründeten chronischen Nervenübel unter den Ausprägungen der Hypochondrie oder Hysterie, eingewurzelte Schleimflüsse, Folgen unterdrückter Fußschweisse u. s. w.

In der That beweisen die im Laufe der vorigen Versuchsjahre für dieses Bad gemachten Erfahrungen die gute Wirkung in dem größeren Theile der genannten Krankheitsformen und die jährlich steigende Anzahl der Bäder zeugt von dem guten Rufe, den die Geheilten dankbar verbreiten. Es wurden nämlich

im Jahre 1825	bereits	225 Bäder
„ 1826	„	647 „
„ 1827	„	750 „
„ 1828	„	815 „
„ 1829	„	1095 „ bereit.

Einen neuen Werth dieses Badeortes begründet überdies die im heurigen Jahre zweckmäßig eingerichtete Molkencuranstalt, zu deren Bedarfe eine mehr als hinreichende Anzahl von Ziegen vorhanden ist, und jede Art von Mineralwässern auf jedesmahliges Verlangen durch die Eigenthümer des Bades bereitwilligst herbeigeschafft wird.

Daß man hierbey, wenn man nicht die gesuchte Hülfe zu verfehlen befürchten soll, den besondern Rath eines Arztes nicht umgehen dürfe, leuchtet jedem Einsichtsvollen eben so ein, als daß nur der festeste Vorsatz, eine der Cur entsprechende Lebensweise führen zu wollen, zum Zwecke führen kann.

— Ohne Gelübde gewähren die reinen Najaden
Nie der Genesung Glück. —

Wenn wir nun hinzurechnen, daß das uneigennützigste, menschenfreundliche Bestreben der Badeeigenthümer durch ein wohl eingerichtetes Wohn- und Badehaus, welchem ein zweytes, wenn zahlreiche Gäste sich einfänden sollten, im künftigen Jahre angebaut werden wird, für bequeme Unterkunft in einem netten Gasthause, wo man gewählte Speisen und Getränke zu festgesetzten billigen Preisen trifft, und durch eine sinnreiche Anordnung wunderlieblicher Spaziergänge für die Zerstreuung der Badenden gesorgt ist, und wenn man die Überzeugung erlangt, daß die biedern Bewohner der dortigen Gegend mit der einfachsten und lieblichsten, dem Herzen so wohlthuenden Gastfreundschaft den Badegästen Alles dienstfreundlich darbringen, was selbe bedürfen und wünschen: so darf man ohne Bedenken trostbühend ausrufen:

Kommt, ihr Geweihten der Qual!
Ihr Opfer der blassen Morbora!
Seyd mir willkommen im Thal
Für Lebenskummer und Erbsal
Quilt Vergessenheit hier. —

M i s c e l l e.

Es gibt unter den Profanen keine geringe Anzahl, welche Jenen, die in hitzigen Fiebern darniederliegen, in ihrem heftigen Durste das nöthige Getränk verweigern. In unserem Klima verordnen wir solchen Kranken laulichtes Getränk, nach Umständen etwas schleimicht oder säuerlich, in hinlänglicher Menge, oft, jedoch nicht zu viel auf einmal, zu verabreichen. Die Nordamerikaner trinken in Fiebern nichts als viel Wasser, und Benjamin Rush sagt: sie folgten hierin dem Winke der Natur, die zur Heilung so vieler Fieber nichts als Wasser verlange; auf ähnliche Weise äußert sich Friedrich Hoffmann über das Wassertrinken in hitzigen Krankheiten, und Sildenbrand erinnert, der Organismus verbrauche in Fiebern eine enorme Menge von Säften, daher die Nothwendigkeit, viel wässriges Getränk zu sich zu nehmen. Daß das Wasser in hitzigen Fiebern den Umlauf des Blutes befähige, den Krankheitsstoff durch das Disiren mildere, die Crisen durch Schweiß, Urin und Stuhlgang befördere, ist auch Hufeland's Meinung.

Doch darf man es sich nicht beyfallen lassen, daß solche Eigenschaften in unserem Klima dem kalten Wasser zukommen; man ließe dadurch wahrlich Gefahr, wie es die tägliche traurige Erfahrung lehrt, sich nebst dem Fieber die heftigste Lungen- oder Gedärmentzündung zuzuziehen. Nur in Fällen, wo es der Arzt selbst anrath, mag es seine Anwendung finden.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bästler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

kur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

22.

Wien, Mittwoch den 14. July.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Eblr. sächs.

Nothwendige Grundsätze bey'm Strafen der Kinder.

(Beschluß.)

In der Erziehung wird eben so oft und so sehr durch Verfassung, als Zugeschuldung der Nachsicht und Schonung gefehlt, und fast alle Erziehungsgebrechen lassen sich hierauf zurückführen. Die Mittelsstraße hier zu entdecken ist auch eben so schwer, als sie ohne Abweichung zu gehen; da die meisten Kinder eben so sehr zur Liebe als zum Unwillen reizen, und die Geduld so sehr in Anspruch nehmen, als sie der Liebe bedürfen, und da dem durch Weichlichkeit oder Erziehungs-vorurtheile befangenen Erzieher so leicht die nachtheiligen Folgen der Nachsicht und Strenge entgehen, besonders was die Lüsterheit der Kinder betrifft.

Bey allem Unterrichte und aller sittlichen Bildung durch Ermahnung, Warnung, Ermunterung, Tadel und Strafe, werde immer mehr dahin gearbeitet, daß das Kind sich selbst bestimmen, und aus eigenem Antriebe handeln lerne, damit es früh zur Selbstherrschaft gelange, und keiner Bewachung oder peinlichen Aufsicht bedürfe.

Wie muß man den Zweck alles Erziehens aus den Augen verlieren, welcher ist: daß der Mensch selbstständig werde, sich selbst beherrschen und leiten lerne, und ganz freyer Mensch werde. Daher stärke die Erziehung seine Vernunft und seine sittliche Kraft, übe ihn im Überlegen, Nachdenken, Entsagen und Erdulden, belebe seine guten Gefühle, wecke und nähere Ehrfurcht gegen Gott, und lehre ihn merken auf die Regungen und Urtheile seines Gewissens, damit so früh als möglich die eigentliche Aufsicht und Erziehung entbehrlich werde. Aus solchen Kindern, die immer unter der strengsten Zucht und unter peinlicher Aufsicht gehalten werden, können nie recht brauchbare Menschen werden. Je früher Kinder an feste Grundsätze gewöhnt, und durch ihr Gefühl und ihre Einsicht gebunden werden, desto früher entwickelt

sich der Charakter. Doch gibt es auch gewisse, weiche Naturen, die jeden Eindruck annehmen, und gewisse lebhafte und sinnliche, die es nie oder sehr spät zur reifen Überlegung und Selbstbeherrschung bringen. Diese bedürfen der längeren und sorgsamern Erziehung und Leitung. Aber auch diese werden endlich sich selbst bestimmen und sich beherrschen lernen, wenn sie sorgfältig gebildet, regelmäßig beschäftigt und in eine solche Laufbahn gebracht werden, in welcher ihnen wenig Muße übrig bleibt, oder wenn ihr Ehrtrieb beständig wach erhalten wird. Bey Mädchen ist es besonders Schamhaftigkeit und der Trieb zu gefallen, der bey solchen Naturen die Stelle der sittlichen Kraft vertritt, oder sie ergänzt.

Indem man Kindern zuweilen die Verwendung von Zeit und Geld überläßt, und sie nur von ferne beobachtet — indem man sie in Lagen bringt, wo sie ihrem eigenen Urtheile überlassen sind, — indem man ihnen Aufträge ertheilt — indem man endlich gemißbrauchte Freyheit nachdrücklich, jedoch nicht durch Entziehung aller Freyheit straft — wird man diesen Zweck erreichen.

Je mehr die Erziehung nach festen Grundsätzen geschieht, je mehr sich Erzieher hüten, mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, je mehr weise Güte mit Ernst gepaart, in der Erziehung herrscht; desto eher wird die Selbstbestimmung erfolgen. Je mehr dagegen der Erzieher schwankt, und von der weichlichsten Güte zur härtesten Strenge übergeht, je mehr er der Sinnlichkeit Nahrung gibt, und Laune duldet; desto schwerer wird es ihm werden, seine Jünger in Ordnung zu erhalten, und zur Selbstherrschaft zu erheben.

Emilie ist sinnlich und lebhaft — vergift sich leicht, ist hingerissen; aber wenn man ihr sagt: „wird es dir wohl heute möglich seyn, dich in deiner Lustigkeit zu mäßigen? du würdest mir eine große Freude machen“ — erhält sie eine gewisse Kraft über sich. Ein treffliches Mittel ist auch der Auftrag, über kleinere Kinder die Aufsicht zu führen, ihre Spiele zu leiten — daher Kinder, die junge Geschwister haben, eher sich ausbilden.

Härte und übertriebene Strenge in der Erziehung werden bey gut organisirten Kindern bey weitem nicht so gefährlich wirken, als übertriebene Weichlichkeit und Nachsicht. Gegen jene ist dem Kinde in seiner unerschöpflichen Liebe eine Waffe und Gegengewicht gegeben; aber dieser muß es ohne Rettung und Widerstand unterliegen, weil sie ihm nur als Wohlthat erscheinen kann.

Der junge Mensch sey nie von solchen Personen umgeben, von welchen er Schlechtes sehen oder hören könnte; seine Gespielen seyen gut erzogene Kinder, seine Hausgenossen gut gesittete Menschen.

Die schwerste, und eine unauflöslliche Aufgabe der Erziehung ist die: Kinder gänzlich vor dem verderblichen Einflusse böser Beyspiele zu verwahren, und sie mit lauter guten Menschen und guten Eindrücken zu umgeben. Da dieß nicht möglich ist, so muß es die Erziehung dahin zu bringen suchen, daß das Herz des Kindes dem Einflusse des Bösen widerstehen könne, und keinen sittlichen Schmutz annehme. Hier wirken mehr als andere die religiösen Gefühle und Gesinnungen. Ist das Kind mit diesen ausgestattet, so werden ihm böse Beyspiele, Versuchungen und Reizungen nicht nachtheilig werden. Ist das sittliche und das ästhetische Gefühl der Kinder genährt und veredelt, so werden sie nur Abscheu und Widerwillen bey dem Bösen, was sie sehen und hören, empfinden und nichts davon annehmen. Nur das Böse haßt, was sie von solchen Menschen sehen und hören, welchen sie mit Achtung, Vertrauen und Liebe ergeben sind. Daher haben sich Ältern und Erzieher sehr sorgfältig zu hüten, daß sie sich nicht zuweilen vergessen, z. B. in der lebhaften Freude oder im Unmuth und in der Heftigkeit, — daß sie höchst vorsichtig bey Scherzen und Urtheilen sind. Vergeblich versucht man, wieder aufzubauen, was man durch unbedachtsamen und unbesonnenen Scherz und Spott niedergerissen hat; daher sind wichtige Menschen keine guten Erzieher. Da es in jeder Familie Menschen gibt, deren Sitten nicht rein sind, oder nicht rein genug; so muß man hierüber mit Kindern ganz offen reden, und sie warnen, aber auch zugleich auf die guten Eigenschaften solcher Personen aufmerksam machen.

Über den Einfluß echter und verfälschter Biere auf das Gesundheitswohl.

Sind Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, diese Cardinaltugenden, auch kein Erbtheil, das sich aus grauer Vorzeit von unsern Stammvätern auf uns fortgepflanzt hat; sind sie vielmehr erprießliche Folgen der Cultur, dieses Palladiums der Menschheit, und theilweise auch selbst aus Noth entsprossen, indem Himmelfrost und Boden den Bewohnern der nördlichen Gegenden nur dann den physischen Bedarf sicherten, wenn sie das Land mit unermüdeter Thätigkeit bearbeiteten; so können wir doch stolz darauf seyn, uns in dem Besitze dieser, den Wohlstand eines Staates nicht nur gründenden, sondern auch sichernden Eigenschaften zu wissen. — Noch früher als unsere Vorfahren zur Mäßigkeit sich zu be-

quemten vermochten, mögen sie sich wohl nothgedrungen der Arbeitsamkeit beßigen haben. Denn der Hang zu Ausschweifungen im Trunke blieb ihnen noch lange eigen und läßt sich selbst bis ins siebzehnte Jahrhundert nachweisen. Später hat sich dieser Nationalfehler, wahrscheinlich in Folge verfeinerter Sitten mehr und mehr verloren, so, daß er jetzt selbst von der niederen Volksklasse als ein Laster betrachtet wird, das den Menschen dem Thiere unterordnet.

Je genügsamer, und anspruchsloser wir nun in der That, und besonders in Vergleich zu unseren Vorfahren sind, um so schmerzhafter ist es, wahrnehmen zu müssen, daß gegenwärtig, wo sich die Gewerbe und Landbau treibenden Stände nur auf den Bedarf beschränken, selbst das, einer so großen Anzahl von Menschen nunmehr unentbehrlich gewordene Getränk des Bieres in manchen Gegenden auf die nachtheiligste Weise verfälscht und ungenießbar gemacht wird; eine Klage, die nicht selten ist, und im nördlichen Deutschland überall hörbar wird, der billig nichts entgegengestellt werden kann, als daß es an heilsamen Verfügungen der Landesbehörde nie gemangelt hat; selbigen jedoch gleich den früher bestandenen Verordnungen nicht überall nachgekommen worden ist.

Wenn unsere wackern Vorfahren, denen nach vollbrachter Arbeit ein Trunk kräftigen Hopfenbiers das größte Labfal gewährte, nochmahls unter uns aufleben und unsere Biere credenz erhalten, würden sie wohl dieses Getränk für das anerkennen, was selbes angeblich seyn sollte, oder nicht vielmehr behaupten, daß die Kunst, Bier zu brauen, verloren gegangen sey? — Vergleicht man nämlich, was treue Überlieferung von der Güte, dem Gehalte und der Reinheit dieser Gegenstände berichtet; so scheint gegenwärtig in mancher Gegend außer dem Rahmen und der Farbe nur wenig mehr davon übrig geblieben zu seyn. —

Und dennoch fehlt es jetzt nicht an classischen Werken über die Kunst oder Fertigkeit Biere zu brauen, von welchen Lehrbüchern unsere Altväter nichts wußten. Auch gebricht es nicht an Beyhülfe der Chemie, welche nicht nur jene Prozesse der Bildung dieser Getränke richtig erklärt, sondern auch Vortheile aller Art dabey an die Hand gibt. — Ob uns nun die biedern Alten um letztgenannten Schatz beneiden würden, oder vielmehr die schlichte Verfertigung ohne Theorie vorziehen dürften? überlasse ich dem Gutdünken geneigter Leser! — Nicht umhin kann ich jedoch zu bellagen, daß unser wissenschaftliches Eindringen in die Natur der Bierbereitung vorzüglich dazu dienen mußte, dieses so unentbehrliche Getränk oft zu verfälschen und ungenießbar zu machen.

Man bräut zwar Bier aller Art, von denen frühere Zeiten keine Erwähnung thun, Biere, die vermöge ihrer Lieblichkeit und Geistigkeit den Gaumen kitzeln, das Herz erfreuen sollen, die man mit den vielbedeutenden Namen: der Doppel- und Lagerbiere, der Kaiser- und bair'schen Biere u. s. w. belegt. Man schildert selbige als Kraftauszüge, als Stellvertreter des Weines, und schreibt ihnen mannigfaltigen Nutzen zu, den sie, wären sie das wirklich, was sie seyn sollten, allerdings leisten müßten; doch nur wenige dieser Bierforten entsprechen den Erwartungen, bey weitem

die Mehrzahl tangt durchaus nichts, wie die zu beurtheilen wissen werden, die sich ihrer zuweilen bedienen.

Wohl gab es eine Zeit, wo die Ärzte dringend genöthigt waren, durch Schrift und Wort den Genuß der so kräftigen, nährenden und Blut verdickenden Biere möglichst zu beschränken, und es fehlt nicht an Schriften, um das Angeführte zu bekräftigen. Gegenwärtig bedarf es dieser Abmahnung allerdings auch noch, aber aus ganz andern Gründen. Auch jetzt halten sich die gewissenhaften und kenntnißreichen Ärzte, streng verpflichtet, vor dem Genuße vieler Biersorten zu warnen, aber nicht ihrer Stärke und Kraft halber, sondern aus gerechter Furcht vor deren schädlichen Nebenwirkung.

Darum ist die Klage, daß die Biere das an manchen Orten gar nicht mehr sind, was sie früher waren, und dem Preise nach ununterbrochen seyn sollten, gerecht und wahr. Es gibt in Deutschland Gegenden, wo der, welcher durchaus echtes und kräftiges Bier sucht, es mit schweren Kosten aus dem Auslande beziehen muß. — Die Noth zwingt Tausende und abermals Tausende daselbst, zum bösen Spiele ein gutes Gesicht zu machen, und das vaterländische Gebräue für das anzuerkennen, was es nicht ist. Denn nur selten findet er das Wohlgeschmeckende auch wohlbekommend, und besticht ihn auch der leicht zu täuschende Gaumen, so mahnt ihn doch bald darauf der Kopf, Magen und Darmcanal, diesem unerfahrenen Kenner nicht zu viel zu trauen. Glückselig zu nennen ist nur der, dem der Zufall ein unschuldiges, wenn gleich kraft- und geistloses Bier zum Munde führt. Letztere finden sich allerdings noch, sind aber nicht geeignet, Glück zu machen, da der nach Ersatz schwächende Körper sie bald verschmährt und lieber nach dem scheinbar stärkeren greift; wenn er gleich der Nachwehen im Voraus gewiß ist.

Und dennoch ist in einigen Ländern dieses Getränk das einzige Labfal und Ersatzmittel der arbeitenden Volkseclasse, ist das Getränke, auf welche sie der Erdrich, den sie bewohnen, recht eigentl. hinweist. Denn nicht für den Weinbau, wohl aber für den Gersten- und Weizenbau eignet sich manche Gegend Deutschlands. Und von welcher Güte und Vorzüglichkeit müssen Deutschlands Biere nicht in früherer Zeit gewesen seyn, da ihre Vorfahren sie nicht nur im vollen Maße genossen, sondern sich auch äußerst gestärkt und wohl dabey befanden; so, daß sie voll des Lobes davon in Schriften und Liedern sind!

Gibt es demnach, von der Qualität der Biere zu sprechen, so muß ich vor allem erinnern, daß es sträflichen Leichtsinns verrieth, wenn wir dieses Getränke nur als eine durstlöschende Mischung betrachten, und uns daher hinsichtlich seiner Gehaltlosigkeit um so eher zufrieden stellen wollten. Ein Fehler, in den leicht die verfallen, denen ein glückliches Loos Wein und andere Ersatzmittel beschert hat. Nicht vergessen dürfen wir, daß unsere Biere der Quell sind, aus dem ein thätiges und fleißiges Volk seine Kraft ziehen muß; daß das Bier, zu seiner Zeit und in entsprechender Menge, der Nerve einer ganzen Nation genannt zu werden verdiene! Wohl beherrsigen müssen wir, daß namentlich säugenden Frauen aller Stände nur unverfälschtes, kräftiges Bier eine Milch gewährt, die in dem Sohne die Abstammung von starken und rüstigen Deutschen erkennen läßt. Gibt es doch

der armen und hülflosen Weiber so viele, die bey gänzlichem Mangel an Fleischnahrung die welke Brust einzig durch ein Glas Bier zu füllen vermögen; wie, wenn auch dieses der Bedrängten keinen Ersatz gewährt? — Wohl stand früher ein Warmbier, eine Biersuppe, ein Karvenbier (Biermuß genannt) bey mancher wackern Hausfrau in großem Credit, und diente gegen mancherley Unpäßlichkeiten als erprobtes Hausmittel. Gegenwärtig vermag nur ein reichlicher Zusatz von Gewürz, Eigelb und Wein, selbiges genießbar zu machen; aber es erregt dennoch Kopfreissen und Leibschmerzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Macht der Freude auf Geist und Körper.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur;
Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonne aus dem Firmament,
Ephären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Aug' nicht kennt.

Schiller.

Gibt es eine wahre Lebenspanacee, so ist es die Freude, jenes gesteigerte geistige Leben, daß der Gesundheit des Menschen nur in so fern zusagt, in so fern die Quelle, der es ihr Daseyn verdankt, nicht zu schnell, und nicht zu über-raschend, nicht zu heftig und nicht zu anhaltend wirkt. Dieses erhöhte Leben sendet gleich der allschaffenden Sonne, Strahlen nach allen Theilen des Körpers aus. Von der Krone des Leibes, dem Haupte, bis an seine Gränzen erglühn alle Nerven und Muskelfasern; daher der helle Glanz, der aus dem Stern des Auges blickt, das oft das köstliche Naß der Thräne benezt; daher die frische, blühende Röthe, die die Wangen mahlt, die sich mit anmuthigen Rosen schmücken; daher die Sprache des Frohen, er lacht, springt und singt. Freyer hebt sich seine Brust, das Herz schlägt stärker und rascher, und eine angenehme Wärme durchzieht alle Parthien des Körpers, dessen Verrichtungen bey diesem Seelenzustande schneller von Statken gehen. Der Körper blüht und wächst wie eine Pflanze, die den wohlthätigen Einfluß des Sonnenlichts genießt, den sie lange entbehrte.

Gewiß ist die, eine gewisse Gränze nicht überschreitende Freude, für das geistige und physische Wohl des Menschen nothwendig und eben so heilbringend, wie Licht, Wärme, Nahrung &c. Entbehrt der Mensch durch traurige Verhältnisse des Lebens, durch eine vorherrschende Stimmung des Gemüthes, oder durch eine langdauernde Krankheit ihren wohlthätigen Einfluß; so weilt er hin, gleich einer Blume, der man das Sonnenlicht entzog. Seinem Geiste fehlt die helle Klarheit, seinem Gemüthe Entschlossenheit, Muth und jene eigenthümliche Stimmung, für sich und Andere zu wirken. Er ist unthätig, und selbst die geringste Bürde seiner Berufsgeschäfte dünkt ihm eine schwere Last. Überall sieht sein Auge Schatten, überall findet sein Gemüth einen Gegenstand, der ihm feindlich erscheint und reizt. Dunkle Wolken umziehen den Morgenhimmel seines Lebens, und die herrliche Natur, mit ihren Pracht- und Wunderwerken ent-fallt sich für ihn vergebens in ihrer sinnigen Schöne. Ganz

anders ist 'es im Gemüthe dessen, wo die Freude thront; leicht geht er durch's Leben, für ihn gibt es keine Hindernisse. Alles besiegt er mit Muth und Entschlossenheit. Sein Herz ist ein heiligstilles Tempe, über das der rosigte Abendhimmel der Zufriedenheit seinen heitern Azurbogen wölbt, das die treue Liebe bewohnt, und die sinnige Freundschaft bewacht, die seine treuesten Freundinnen sind.

Jedes Alter und jeder Stand gewährt eigene Freuden. In der Periode des Jünglings- und beginnenden Mannesalters sind vorzüglich Künste und Wissenschaften, Freude und eine blühende Gesundheit jene kräftigen Momente, die uns viele und sinnige Freuden verschaffen. —

Der Rückblick auf unsere vergangenen Tage, wenn sie mit Vernunft und Verstand verlebt wurden; wenn das Herz uns keiner Tücke, keiner wilden Leidenschaft anklagt, gewährt eine Freude, die sich nur empfinden, aber nie beschreiben läßt. Dieses reife Vergnügen genießt nur der echte Mensch, und es bleibt für ihn auch eine reichhaltige Quelle des Trostes, in jenen trüben Tagen, wo die Menschen ihn verkennen und das Geschick mit seinen Pfeilen verwundet. Geistreiche Werke sind eine unverlegbare Quelle für Freuden, durch das Lesen großer Werke wird für Geist und Gemüth zugleich gesorgt, und beyde für das Schöne, Große und ewig Wahre begeistert. Hat man nicht eine Gelegenheit, eine seiner Stimmung und Bildung entsprechende Lectüre zu genießen, so gehe man mit sich selbst zu Rathe, denke selbst über das Wunderbare der Welterschöpfung nach, oder richte seinen Blick in die hoffnungsvolle Zukunft. —

Der Ehtand ist eine reichhaltige Quelle der Freuden. Der gelehrte Wezel sagt von ihm: „Ich kenne keine größern und für die Seele heilsamern Freuden, als jene des häuslichen Lebens, die Familienfreuden, die Wonnegüsse des Hausvaters, der ehelichen Zärtlichkeit, die Freude, die uns gute Kinder gewähren. Es sind sanfte, stille Freuden, aber um so anhaltender, stärkender, erquickender für den Geist.“

Nicht alle Menschen sind von Natur gleich empfänglich für Freuden; hier sehen wir eine große Verschiedenheit in Bezug auf Alter, Geschlecht, Temperament, Erziehung, Stand, überstandene Krankheiten u. flüchtige Wonnen locken den Jüngling an sich; ernstere Freuden sucht der Mann. Zarter und inniger empfindet das Weib, rascher lodert die Flamme der Freude im Herzen des Sanguinikers, langsam erglimmt ihr Funke im Gemüthe des Melancholikers, und reißt allmählig zur Flamme empor.

Damit wir Freude empfinden, ist nicht immer nothwendig, daß äußere Gegenstände, die für uns ein Interesse haben, durch ihre Gegenwart, oder durch die Erinnerung auf unser Gefühlsvermögen wirken; gar oft wird Freude dadurch in uns rege, daß wir einen andern Menschen glücklich se-

hen, daß ihm ein gehofftes Gut zu Theil geworden. Dieses Mitvergnügen krönt den echten Menschen eben in dem Grade, als Schadenfreude entadelt.

Es gibt Menschen, die einen sogenannten lustigen Humor besitzen, die immer guter Laune sind; diese Menschen, wenn sie mit Vernunft diese heitere Gemüthsstimmung genießen, erreichen ein hohes Alter, und sind, wie die Erfahrung beweist, für Schädlichkeiten weniger empfänglich, und besiegen oft Leiden der Seele und des Körpers mit gleicher Duldsamkeit. Die Wirkung der Freude ist sehr verschieden. Jede Freude, auf die wir nicht vorbereitet sind, wirkt heftiger, als eine erwartete. Je angenehmer uns der Gegenstand ist, nach dem wir uns sehniten, und zwar lange sehniten, desto lebhafter ergreift sie uns. Wenn sie aber ein gewisses Maß überschreitet, zu rasch wirkt, oder auf einen Menschen, der durch Krankheit des Körpers oder des Gemüths weniger dafür gestimmt ist, so erzeugt sie oft schwere Krankheiten eben so schnell, als sie die gegenwärtigen zu heilen vermag. Belege dafür mögen folgende Beispiele seyn. —

Verunia, eine heldenmüthige Römerin, erhielt die Nachricht aus der Schlacht, ihr Sohn sey gefallen: sie versank in tiefen Kummer, entfernte sich aus dem Kreise der Menschen; da begegnete ihr auf dem einsamen Spaziergange ein Mann, der ihrem Sohne sehr ähnlich war — er war es selbst — die Nachricht war falsch — die Freude über die Gewißheit, daß er lebe, war so groß, daß sie in der Umarmung ihres einzigen Kindes augenblicklich starb. —

In Frankreich lebte ein gewisser Basilus Felica, aus vornehmer Familie. Der Brand seines Hauses machte ihn in einer Nacht zum Bettler; nach einigen Tagen erhielt er von einem Freunde aus Paris die Nachricht, sein Loos habe den Haupttreffer gemacht. Sein von Kummer gebeugtes Herz brach in dem Arme des Boten, der ihm die Kunde brachte.

Tabius soll durch die große Freude des Sieges über Hannibal von einem viertägigen Fieber, womit er viele Jahre lang behaftet war, auf einmal befreit worden seyn.

Peirell litt an einer allgemeinen Lähmung und Hemmung der Sprache, er wurde, so berichtet sein Biograph, durch die große Freude, welche ihm ein Brief von seinem Freunde Thuan und der Gesang einer entzückenden Hymne verursachten, von seiner Lähmung geheilt; er strengte sich an auszurufen: o wie schön ist dieses! Er that es, und erhielt die Sprache wieder.

„Leider,“ ruft ein geistreicher Schriftsteller unseres Jahrhunderts aus, „hat nur selten der Arzt dieses treffliche Heilmittel in seiner Macht.“ — Wer ist wohl im Stande, die verschiedenen Gemüthszustände und Neigungen der Seelenkrankheiten zu enthüllen? — Und wer hat die Panacee wider alle menschliche Begierden und Leidenschaften in Händen? —

Leopold Hecks.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

23.

Wien, Samstag den 17. July.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden G. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden G. M. wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatsheften für 5 Thlr. sächf.

Über den Einfluß echter und verfälschter Biere auf das Gesundheitswohl.

(Fortsetzung.)

Es ist doch schon dahin gediehen, daß Personen, die früher gewohnt waren, wenigstens am Abend ein Glas Bier zu trinken, sich desselben in mancher Gegend ganz zu enthalten gezwungen sind. Wir sehen sie nothgedrungen zu Wasser mit Wein, zu Zucker- und Citronenwasser ihre Zuflucht nehmen. Erfahrung hat sie klug gemacht oder der Rath des Arztes sie richtig geleitet. Allein sie verlieren dennoch dabey, denn es entgeht ihnen die Kraft des Getränkes, das sie entbehren und auch die Ergöcklichkeit, die der Genuß eines reinen und echten Bieres denen gewährt, die von Jugend auf daran gewöhnt sind oder gerade zu dieser Zeit Tabak zu rauchen pflegen.

Und wie steht es unter so bewandten Umständen um die Tausende von Wiedergenesenden aus niederen Ständen? Wie um arme Kranke, die an Fehrfiebern, langwierigen Eiterungen, erschöpfenden Blutflüssen, colliquativen Schweissen u. s. w. leiden? Sie, die sämmtlich aus Mangel an jedem anderen Ersatzmittel, an das Bier, als die letzte Zuflucht, gewiesen sind: sie mögen Gott anflehen, daß Er es auch in Bier, wie dort in Wein verwandle! — Traurig genug, wenn Mißjahre Gerste und Hopfen so im Preise erhöhen, daß der arbeitssame Bürger und Landmann sich dasselbe wirklich aus Noth versagen muß. Allein in so segneten Zeiten, wo nicht Mangel und Theurung, sonder böser Wille und die Sucht, sich auf Kosten Anderer zu bereichern, diesen Tisch- und Labetrunk gering und untrinkbar machen, da ist es gewiß recht und erlaubt, in Gegenden, wo das Statt hat, die höchste Behörde auf diese, das Gemeinwohl so gefährdende Handelsweise aufmerksam zu machen.

In der That ist in manchen Ländern auch nur Eine Stimme, daß selbst jene Biere, die für trinkbar und unschäd-

lich zu halten sind, sich nicht gleich bleiben; daß oft plötzlich und unerwartet die noch genießbare Sorte in eine ungenießbare übergeht, so, daß man zu glauben berechtigt wird, daß der Bräuer nur nach Willkür handle und bald nach diesem, bald nach jenem Recepte sein Bier verfertige, je nachdem es ihm einträglich und vortheilhaft dünkt! — Wohl hat man höheren Orts zur Abhülfe der hierüber laut gewordenen Beschwerden zu so mancher kräftigen Maßregel gegriffen; allein sie haben nur wenig gefruchtet, und demnach ist an der Umgehung der bestehenden Geseze wohl nicht zu zweifeln.

Es ist ein böses Zeichen der Zeit, wenn das Dichten und Trachten nur auf unrechtmäßigen Gewinn ausgeht; wenn man sich mit dem nicht zufrieden stellt, was uns die bestehenden Geseze zusprechen. Ja es liegt hier ein moralisches Übel zum Grunde, das, hat es nun einmahl im Herzen Wurzel geschlagen, üppig fortwächst und zu einem unheilbaren Krebschaden wird, der kaum geheilt, nur noch durch scharfe Arzneymittel in Schranken gehalten werden kann. Gegen ein so um sich freßendes Übel gründlich heilende Arzneyen zu finden, ist in der That eine höchst schwierige Aufgabe, deren Lösung vor das Tribunal sehr scharfsinniger, unterrichteter und umsichtiger Richter gehört.

Doch ich höre mir entgegen: daß es doch mit der Verschlechterung der Biere nicht so schlimm stehen könne, da doch sehr starke Quantitäten in solchen Gegenden consumirt würden, und es an Biertrinkern im Ganzen noch nicht gebreche! — Worte, die sich hören ließen; doch vergesse man dabey nicht, daß in Ermangelung eines passenden Ersatzmittels die Noth zum kategorischen Imperativ wird und dem Durstigen und Erschöpften keine Wahl übrig läßt, zumahl wenn, wie es bey der Mehrzahl der Bewohner eines Staates der Fall ist, Dürftigkeit kein Auskunftsmittel finden läßt.

Ein anderer, zu machender Einwurf dürfte unstreitig der seyn, daß durch die Concurrenz mindestens in großen Städten sehr viel gewonnen worden sey! — Wohl fehlt es

hier nicht an Auswahl, und es würde wohl um die Trinkbarkeit des Bieres im Allgemeinen noch schlimmer stehen, wenn der Wetteifer nicht angeregt wäre. Inzwischen rechnet die Mehrzahl der Bräuer dennoch auf die Menge der Consumenten, und man kann selbst von den Fremdbieren oder Dorfbiere behaupten, daß nur einige darunter empfehlungswerth sind, daß von der Mehrzahl derselben das früher gefällte Urtheil gilt. Auch hier kann man von der Mehrheit behaupten, daß sie ebenfalls in zwey Gattungen zerfällt: nämlich in solche, die sehr schmackhaft und nachtheilig; und in die, welche zwar unschädlich, jedoch geringfügig und geschmacklos sind. In Betreff der Gleichmäßigkeit derselben ist zu erinnern, daß auch sie hinsichtlich des Gehaltes und Geschmacks gar sehr differiren. Wer hierüber Klage führt, dem wird zur Antwort, daß ein neuer Bräuer eingetreten, oder das Malz verbrannt, der Hopfen dumpfig geworden, ein anderes Wasser dazu verwendet, oder dem Bräuer ein Pöffen gespielt worden ist, und wie die Ausflüchte alle heißen, die sammt und sonders nur Strafe, nie Gehör finden sollten. — Auch der Bäcker darf kein dumpfiges Brod, der Fleischer kein verfaultes Fleisch, der Weinschanker keinen lahnigen oder umgeschlagenen Wein verkaufen u. s. w. — Kurz, es gibt Gegenden in Deutschland, wo das Publicum gleichsam von der Laune und dem guten Willen der Bräuer abhängt; wo der Bräuer sein Bier nicht nach bestimmter und gesetzlicher Vorschrift ununterbrochen verfertigt, und für den Fall der Noth eine Unzahl von Entschuldigungen zu Gebote hat.

Triftiger jedoch dürfte die Einwendung seyn, daß der Nachtheil der in Rede stehenden Biere erst noch zu beweisen sey. — Und allerdings liegt dem, der von der Verfälschung der Biere handelt, vor allem die Verpflichtung auf, geltende und unumstößliche Beweise zu liefern. Indem ich dieser gerechten Forderung zu entsprechen mich bemühe, erinnere ich zuvörderst, daß bey der Unmöglichkeit, vegetabilische Stoffe so sicher als mineralische mittelst der chemischen Analyse darzulegen, es sich hier mehr darum handelt, den Beweis aus der Erfahrung oder nach der Wirkung, die solche Biere auf den belebten Organismus äußern, zu führen. Spricht nun in dieser Beziehung die allgemeine Stimme, wie sie sich in Wort und Schrift seit Jahren ausgesprochen hat, schon zureichend für mich; so will ich doch selbige auf sich beruhen lassen, und mich als Arzt nur an das halten, was vielfältige Erfahrung mich darüber gelehrt, und das Urtheil viel versuchter und gediegener Ärzte bestätigt hat; vielleicht daß viele meiner Leser das an sich selbst erfahren haben, was sie hier über den fraglichen Gegenstand an Andern beobachtet finden werden; was allerdings zur Bestätigung desselben beitragen dürfte.

Wären die weißen und braunen, süßen und bitteren Biere das, was sie ihren Bestandtheilen und der Bereitung nach seyn sollten, so würden erstere bloß nährend, letztere nährend und stärkend zugleich wirken. Sie würden gedachte Wirkung bey Allen äußern, mit Ausnahme der wenigen, die selbige aus Empfindungsreizigkeit (Idiosyncrasie) nicht vertragen. Immer würden solche Biere den Zuckersstoff und den durch die Gährung aufgeschlossenen Keim der

Getreidearten enthalten, und ihren mäßig bitteren Geschmack einzig dem Hopfen verdanken. Doppel- und Lagerbiere würden ihre leicht und flüchtig berauschende Kraft dem aus reichlicherem Malzzusatz entbundenen Weingeiste zuschreiben haben. Gehörig ausgegohren, würden sie keine Blähungen verursachen, durchaus klar, nicht dick und klebrig seyn und keinen Bodensatz zeigen.

Die Verdauungsorgane gesunder Personen vermöchten solche Biere nicht zu belästigen, und keine Spur von Unbefinden zu erregen. So und nicht anders sind die Kraftäufferungen eines reinen und wohlbereiteten Bieres, das, laut dem Zeugnisse der Ärzte aller Zeiten, Allen wohlbekommt, mit Ausnahme derjenigen, die vollblütig sind oder zum Fettwerden starke Geneigtheit haben; ein Bier, das einzig fähig wäre, des Morgens warm genossen, den eben so kostspieligen als nachtheiligen Kaffeebrand zu ersetzen.

Prüfen wir jedoch die Wirkung trinkbarer Biere nach dem Erfolge, so erfahren wir, daß manche Sorten stark urintreibend und durstterregend, andere verschleimend und Indigestion verursachend sind, noch andere heftiges Kopfschmerz, Betäubung und Zittern, viele auch Ekel, Leibweh und Durchfall hervorbringen. Erfahrungen, die jeder beschäftigte Arzt zu machen Gelegenheit findet; die jene bestätigen werden, die aus gleichen Ursachen genöthigt sind, oft mit dem Biere zu wechseln und bald zu dieser, bald zu jener Sorte überzugehen. Wer viel Bier zu trinken gewohnt ist, kann erst am Morgen darauf mit Gewißheit bestimmen, wie es ihm bekommen hat; denn die Nachwehen treffen oft erst mehrere Stunden nach dem Genuße ein, und verstimmen für den folgenden Tag.

Diese Erfolge, welche sich häufig und bey vielen Individuen zur Beobachtung darbieten, sind gerade das Gegentheil von den Wirkungen echter und unverfälschter Biere; sie zwingen den Arzt, von den erregten Zufällen aus, auf die Kraftäufferung gewisser Stoffe, die mehr oder minder in die Reihe der giftigen gehören, durchaus aber nicht in den Bieren aufzufinden seyn sollten, zu schließen und rechtfertigen seinen Verdacht, und zwar um so mehr, da ihm sogar aus den Schriften der Nichtärzte die Gewißheit wird, daß die hier geahndeten Ingredienzien in der That häufig zu mancherley Zwecken den Bieren zugesetzt wurden.

Wenn früher die Verschlechterung dieses Getränkes nur Veranlassungen zufälliger Art zuschreiben war, und selbst das selbigem entlockte Kupfer ohne Wissen und Willen der Verfertiger sich eingeschlichen hatte; so ist es in unserer Zeit, wo die Bräuer nicht nur mit der Technik ihres Faches, sondern selbst mit der Theorie des durch Gährung zu gewinnenden Bieres wohl vertraut sind, oft absichtliche Verfälschung, die aus der offenbar schädlichen Wirkung derselben jedem Unterrichteten einleuchtet. Geringfügige Biere, denen der gesetzmäßige Gehalt an Malz und Hopfen abgeht, mittelst Surrogate stark geistig und bitter zu machen: dieß ist die Tendenz ihres Bemühens, wozu sie nicht nur gewöhnliche bittere Kräuter, Brauntwein, Galgenwurz, Melkenpfeffer, langen Pfeffer, sondern auch narcotische Kräuter, als wilden Rosmarin (Porph), wilden Saubey, Bilsenkraut, schwarze Wieswurz, Tollkorn, Mohr u. s. w., zuzu-

setzen für gut befinden, wie den Bräuern in so manchen öffentlichen Blättern schon zur Last gelegt wurde, und ich aus der Wirkung, die solche Biere äußern, bereits gezeigt habe. Doch nicht diese Dinge allein, sondern der Consistenz und Abklärung halber werden auch: Hausenblase, Kalbsfüße, Zischlerleim, Eyweiß, Gedärme von Thieren; und der Säure wegen: Kalk, Magnesia u. s. w. oft und viel zugesetzt, anderer Sudeleyen nicht zu gedenken.

(Der Beschluß folgt.)

Einwas über das Kaiser-Franzensbad, seine Quellen und ihre Wirkungen.

In dem herrlichen Egerlande, dem nordwestlichsten Theile des von der Natur so reich gesegneten Böhmens, nahe bey der Stadt Eger, liegt der freundliche Brunnort: Kaiser-Franzensbad, in dessen Schooß Hygiea die wohlthätigsten und mannigfaltigsten Schätze zum Heile der leidenden Menschheit niederlegte. Von den reizenden Umgebungen, wie: G e s t ö k i g; dem Dorfe S c h ö n b e r g; dem romantisch gelegenen Schlosse S e e b e r g mit einer mahlerischen Aussicht; dem Schlosse L i e b e n s t e i n; der Gränzveste H o c h b e r g, geschichtlich merkwürdig, von deren Wall man eine imposante Fernsicht genießt; dem schönen Dorfe S t. A n n a; dem geselligen S i e c h e n h a u s, einem Vergnügungsorte der Egerer; dem in einem niedlichen Thale liegenden Städtchen W a l d s a s s e n; der durch Volks sagen berühmten Propstey des Ritterkreuzordens, M a r i a K u l m, mit ihrer Mördergrube, — rings bekränzt, welche die Gurgäste zum Genuße der Natur einladen, gewährt es diesen auch durch seine hohe Lage (nach Bischof 1569 Par. Fuß über dem Meeresspiegel), durch wohlthätige Reinheit der Luft, welche nur sehr selten en- und epidemische Krankheiten auskommen läßt, und durch den Zug der Gebirge, welche die rauhen Nordwinde abhalten, solche Vortheile, welche nicht leicht ein anderer Brunnort aufweisen könnte.

Aus seiner früheren Dunkelheit, ja aus seinem Nichts, ward es im Jahre 1795 durch Sr. Exc. den Herrn Obersburggrafen Grafen von R o t t e n h a n, welcher dadurch seiner Humanität ein ewiges Denkmahl errichtet hat, herausgerissen. Seiner thätigen Unterstützung gelang es, nach den von Sr. Majestät genehmigten Vorschlägen, die nöthigen Fonds zum Baue des tempelartigen Brunnenhauses und des großen Curhauses auszumitteln; Privatpersonen wurden, wenn sie zur Aufführung von Wohngebäuden geneigt wären, bedeutende Vortheile versprochen; zugleich ward ein erfahrener Brunnennarz, ein geschickter Wundarzt und Geburtshelfer angestellt, und für Errichtung einer Apotheke gesorgt. Und so stand die ursprüngliche Brunnentkolonie, nach ihrem erhabenen Gründer und Beschützer F r a n z e n s b a d genannt, da.

Um die mit schnellen Schritten fortlebende Aufnahme dieser Gesundheitskolonie erwarb sich ihr erster Arzt, Hr. Bernhard Adler, die entschiedensten Verdienste, in dessen Fußstapfen seine Nachfolger mit rühmlichem Eifer traten.

Dies und die glückliche Vereinigung und Leitung von Mitteln; der dadurch bewirkte blühende Anbau eines an sich ungünstigen Terrains; der Bau großer, gesunder und geschmackvoller Wohngebäude; die an die Stelle der früheren Moorwiesen getretenen freundlichen Gartenanlagen und schattigen Spaziergänge in der Nähe der Quellen und deren Umgebung, und die durch Kunststraßen mit den angränzenden Ländern eröffnete mannigfaltige Communication steigerten die Bedeutung des Kaiser-Franzensbades zu einer solchen Höhe, daß schon im Sommer 1820, 371, und im Sommer 1823 über 600 Curparthien gezählt wurden.

Allen diesen Annehmlichkeiten wurde endlich durch das im Jahre 1827 vollendete elegante Badhaus des Hrn. Chr. L o i m a n die Krone aufgesetzt. Es liegt in der Hauptstraße, nahe dem Traiteurhause, dem Cursaale, den Mineralquellen und der Promenade, steht mit zwey großen zur Wohnung für Gurgäste bestimmten Gebäuden in Verbindung, und vereint in seinem Innern alle Einrichtungen und Apparate, die zur zweckmäßigen und vielseitigen Benützung der Mineralwässer zu wünschen sind. Nicht bloß die vorzugsweise zu Bädern benützte Luisequelle, auch der kalte Sprudel und die Franzensquelle werden mittelst unter der Erde liegender, gut verschlossener, vier Zoll weiter Röhren unmittelbar und ununterbrochen in das Badhaus geleitet, und das Wasser mittelst heißer Dämpfe, die aus dem Mineralwasser selbst durch eine Dampfmaschine bereitet werden, erhitzt. Das Badhaus enthält in zwey Stockwerken vier und zwanzig sehr geräumige, helle, mit allen Bequemlichkeiten versehene Badecabinete, davon die unteren theils zu Mineral-schlamm- und Douchebädern, die übrigen zu Wasserbädern benützt werden. Die Badecabinete, wie die Gänge des Hauses, können in wenig Minuten mit erwärmter Luft geheizt werden. Die geschmackvoll lackirten Badwannen, von englischem Blech, sind, um das Ein- und Aussteigen zu erleichtern, zur Hälfte in den Fußboden versenkt; durch zwey an den Badwannen befindlichen Krähnen kann man nach Belieben noch kaltes oder warmes Wasser zufließen lassen. Das Badhaus besitzt einen geräumigen Saal, wo Erfrischungen genossen werden können, wo Zeitungen sich vorfinden, und welcher zum Vereinigungsplatze der Ankommen den und Weggehenden dient.

Nachdem nun so, und durch eine ziemlich gewählte Lesebibliothek, wie auch durch eine Abendmusik, für alle geistigen und physischen Bedürfnisse wohlhabender Gurgäste gesorgt ist, hat auch die Humanität der armen Leidenden nicht vergessen, für welche am Ende der Ferdinandsstraße ein eigenes Haus gebaut wurde, und in welches eine bestimmte Anzahl derselben unter den gesetzlichen Vorschriften aufgenommen wird.

Eine auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät in der nach ihr benannten Straße erbaute Kirche bestätigt auch hier den so oft ausgesprochenen frommen Sinn des erhabenen Regenten, und trägt zur Verschönerung des Ganzen nicht wenig bey.

(Der Beschluß folgt.)

Die feyerliche Aufstellung des Bildes des k. k. diensthutenden Leibarztes, Regierungsrathes und emeritirten Professors der medicinischen Klinik für Ärzte u. c. c.
Joh. Nep. Edl. v. Raimann.

Samstag den 10. July, um die Mittagsstunde, wurde diese erhebende Feyer in dem dazu hergerichteten Hörsale für praktische Medicin begangen. Zu dieser feyerlichen Handlung waren der Herr Director, die sämmtlichen Herren Professoren der Medicin, viele große Staatsbeamte und Wiens erste praktische Ärzte geladen. Es fanden sich übrigens viele seiner ehemahligen Schüler, und die gegenwärtigen Hörer des fünften Jahres, die noch ein ganzes Jahr seiner erhabenen Leitung anvertraut waren, und deren Werk diese feyerliche Handlung war, zahlreich, festlich gekleidet, ein. Das Bild, von einem unserer ersten Meister trefflich entworfen, und kunstvoll ausgeführt, war von oben mit einer weißen, mit goldenen Spangen versehenen reichen Draperie geziert; unter ihm erhob sich ein von frischen Blumen sinnvoll gezielter Altar. Die Feyer begann mit einer Rede in lateinischer Sprache, die Einer seiner ehemahligen Schüler verfasste, und an das hohe, reich versammelte Auditorium mit Gefühl und Wahrheit hielt. Die vorzüglichsten Punkte waren: Der Verfasser sprach in kurzen, aber kräftigen Worten über die hohen Verdienste des großen Lehrers für Kunst, Wissen und Menschheit, mit besonderer Beziehung auf das Clinicum und das allgemeine Krankenhaus, das unter seiner Ägide ein echter Tempel der Menschenliebe wurde. Hierauf setzte er die Motive auseinander, die sie bestimmten und eifernd bewogen, dem erhabenen Meister dieses schwache Denkmahl zu errichten. Unbegrenzte Verehrung und kindliche Dankbarkeit für den geseperten Genius des ruhmvollen Lehrers und seltene Liebe für die heilige Kunst — ihren künftigen Verursacher. Zum Schlusse folgten einige Worte des Dankes an die hohen Zuhörer, welche die erhebende Feyer durch ihre Gegenwart verherrlichten. —

L.-d. J.-S.

M i s c e l l e n.

Jedes schnelle, heftige und zu starke Gähnen und Aufreißen des Mundes bewirkt nicht selten eine Auslenkung des Unterkiefers. — Dr. Hofsin erwähnte neulich eines solchen Falles. Ein Kutscher, der sehr stark gegähnt, konnte hierauf den Mund nicht mehr schließen. Jeder Versuch, den er deshalb machte, verursachte ihm die heftigsten Schmerzen. Dr. Hofsin drückte nun den Unterkiefer kunstgemäß abwärts und zugleich einwärts, worauf die Theile ihre natürliche Lage einnahmen, und die Bewegung wieder frey machten. Obgleich der Arzt dem Kranken ein Tuch umgebunden hatte, so kam er doch nach zehn Minuten wieder mit demselben Übel zurück. Hr. Hofsin richtete den kurrirten Knochen noch

einmahl ein, band den Unterkiefer fester, und entließ den Mann mit der Ermahnung, den Mund durch einige Zeit ja nicht weit zu öffnen, und sich künftighin vor dem starken Gähnen wohl in Acht zu nehmen.

Ganz besondere Hausmittel, deren man sich, nach einer französischen Beschreibung von Corsika, auf dieser Insel bedient: um den kranken Männern gute Pflege zu verschaffen, und Leute, die in einer Schlassucht wie todt liegen, wieder zu ermuntern. —

„Wenn in Corsika ein Mann stirbt,“ schreibt der Verfasser, „so machen sich alle Weiber über die Witwe her, und prügeln sie; — diese Gewohnheit nöthigt die Weiber, das Leben ihrer Männer sorgfältig zu erhalten. Eben diese Weiber reissen, nachdem sie den Todten höflich begrüßt haben, weil er nicht darauf antwortet, in der Bosheit den Körper aus dem Bette, legen ihn auf die Bettecke und pressen ihn eine halbe Stunde in die Höhe. — Dieser Todtentanz hat zum öftern Leuten das Leben gerettet, die man für todt hielt, und die nur in einer Schlassucht lagen.“

Ein gewisser Herr Jocosus, der dieses Mittel einst zum gemeinen Besten mittheilte, wollte wissen, ob es sich auch für unser Klima und unsere Naturen ansehe? —

Der Moselwein hat, selbst wenn er alt ist, viele Ähnlichkeit mit den jungen Rheinweinen. Er gehört zu den Weinsorten, die am wenigsten Alcohol enthalten und mau hält ihn deshalb für kühlend. Dieß ist er, aber keineswegs, nur kann man von ihm mehr vertragen, als von anderen Weinen, ehe er denselben Grad von Hitze und Wallung verursacht. Am besten bekommt der Moselwein im Sommer, besonders wenn man ihn mit Wasser vermischt. Sehr erquickend ist er, wenn man ihn mit fein gestoßenem Zucker vermengt, Selterwasser hinzugießt, und während des Aufbrauens trinkt. Die besten Sorten des Moselweines sind der Pilsporter und der Brauneberger.

Nationalunterschiede. In einem englischen Journal vom v. J. ist eine Liste von 102 Deserteurs bekannt gemacht. Von diesen sind 34 Engländer, 32 Irländer und 16 Schotten. Unter den Schotten waren 6, unter den Irländern 12 und unter den Engländern 7 mit langen Hälsen. Die meisten der Irländer werden sonst als kurzhälsig beschrieben. Übrigens legt die Beschreibung folgenden einen großen und weiten Mund bey: von den Engländern 3; von den Irländern 19; von den Schottländern keinem. Von den langhälsigen Schotten sind fast alle Weber und Spinner; die Haupteigenthümlichkeiten, welche aus der Liste hervorgehen, sind: daß die Irländer eben so häufig blaue als graue oder braune Augen haben, während bey den Engländern und Schotten sich die blauen Augen zu den grauen wie 1 zu 6 verhalten; ferner, daß die Irländer ausgemacht das Monopol der weiten Mäuler haben, und daß es unter den Schotten mehr schönhaarige Leute als unter den Irländern, und unter den Irländern wieder mehr als unter den Engländern gibt.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Wittve, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

24.

Wien, Mittwoch den 21. July.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. lösch.

Über den Einfluß echter und verfälschter Biere auf das Gesundheitswohl.

(Beschluss.)

Doch wir wollen die hervorstechenden Wirkungen der gangbaren Biere so untersuchen, wie sie sich dem Beobachter darstellen, und demnach zuerst von jenen Bieren handeln, deren vorherrschende Wirkung urintreibend und dursterregend ist. Diese scheinbar unschuldigen Biere erfreuen sich zu einer Zeit, wo man echte und reine Biere gar nicht mehr kennt, noch eines guten Rufes, und zwar nur deshalb, weil der Ununterrichtete die Bitterkeit liebt, und den schnellen Abgang des Bieres für eine arzneiliche und gesunde Eigenschaft hält. Daß reine Hopfenbiere weder so unangenehm bitter, noch so diuretisch wirken, ist allgemein bekannt, und demnach nicht zu bezweifeln, daß außer dem Hopfen noch andere, bitterstoffhaltige Mittel und urintreibende Drogen zugesetzt sind. So unschuldig nun solche Surrogate im ersten Augenblicke auch zu seyn scheinen, so nachtheilig sind sie, ärztlich erwogen, denn doch. Denn das, was uns aus schriftlicher Überlieferung über den Werth und Nutzen des Bieres bekannt ward, was geschichtlich und erfahrungsgemäß beurkundet ist, spricht nur von der trefflichen Wirkung des aus Gerste und Hopfen bereiteten Getränkes. Nur die angenehme und gesunde Bitterkeit des Hopfens hat die Anerkennung unserer Vorfahren für sich; von Anwendung anderer bitterer Mittel, die sie so genau kannten als wir, erwähnen sie nichts. — Auch die deshalb ergangenen Gesetze erkennen nur den Hopfen an, welcher uns als gesund, heilsam und dienlich bekannt ist, einen gewissen Ruhm behauptet und das Verdienst hat, sich seit Jahrhunderten im Credit erhalten zu haben. Andere bittere Mittel: Cardubenedicten, Bitterklee, Tausendguldenkraut, Wermuth, Nesselwurzel, Quassia u. s. w. sind uns nur als Arzneien bekannt, durchaus nicht als diätetische Mittel. Alles, was wir von selbigen wissen, beschränkt sich auf

ihren Nutzen in Krankheitsfällen. Ja, es ist uns bekannt, welchen Effect selbige oft hervorbringen, wenn sie bey gesunden Tagen andauernd gebraucht werden. Da sie der Instinct bey Menschen und Thieren sogar verwirft, und unser Magen zu der Zeit, wo er selbige nicht bedarf, alle diese bitteren Mittel sehr übel verträgt, indem seine Nerven krankhaft afficirt werden, woher leicht Ekel, Brechen, Magenkrampf entstehen; so gilt es als sprechender Beweis dafür, daß diese Surrogate nichts weniger als geeignet sind, den Hopfen zu ersetzen. — So ist die Quassia allerdings ein bitteres Holz, dessen sich die Ärzte häufig und mit Erfolg bedienen, und scheinbar unschuldig; daher gewissenhafte Bräuer, in der Meinung von dessen Unschädlichkeit, es dem Hopfen substituiren. Allein erfahrene Practiker haben wahrgenommen, daß ein lange fortgesetzter Gebrauch dieses Mittels die Sehkraft bedeutend vermindert, und es demnach nichts weniger als gleichgültig ist, sich im gesunden Zustande dieses so unschuldig scheinenden bitteren Mittels zu bedienen. Dasselbe gilt im ganzen Umfange des Wortes von der Verfälschung der Biere mit urintreibenden Arzneien, als da sind: Wachholderholz und Wachholderbeeren, Aitichbeeren, Liebstöckel u. s. w., deren Gegenwart aus der treibenden Kraft dieser Biere auf die Urinabsonderung so deutlich erhellt. Sie wirken in mehrfacher Beziehung nachtheilig, indem sie die Nieren immer zu größerer Thätigkeit anspornen, sie durch abnorme Reizung in einen congestiven Zustand versetzen, der selbst zur Entzündung gesteigert wird, woraus leicht Vereiterung oder Brand zu entstehen pflegt. Doch indem sie primär die Nieren ergreifen, wirken sie secundär auf die Blase und Urinwege, machen zu Blasenentzündungen, zu Blasenfluß u. s. w. geneigt, welche die Kunst nur selten gründlich zu heben vermag. — Mag hier die Naturkraft bey robusten Individuen noch vermittelnd dazwischen treten, und der Körper solcher Personen sich allmählig daran gewöhnen; Schwächeren schaden sie gewiß, und das jetzt häufige Hervortreten solcher Nieren- und Blasenkrankheiten

beurkundet sonder Zweifel diese Behauptung. — Auch verdient füglich noch bemerkt zu werden, daß Personen, die bey gefunden Tagen so starke Mittel fortdauernd bekommen haben, in Krankheitsfällen, wo gedachte Arzneyen dann wirklich angezeigt sind, unmöglich noch Hülfe von selbigen erwarten dürfen.

Wirken nun diese, von gebildeten Layen selbst für unschuldig gehaltenen Surrogate schon so bedeutend nachtheilig, was bleibt uns von den als schädlich bekannten zu erwarten übrig? — Doch ich wende mich zuvörderst, der Eintheilung zu Folge, zu jenen, die verschleimend und Indigestion verursachend wirken. Es sind dieß Biere, die dem äußern Anschein nach durchaus zu den geringfügigen und unschuldigen gehören; sie sind es, die mit thierischem Leim und derartigen Stoffen überladen sind, viel Kleeber enthalten, den Magen- und Darmcanal erschaffen, den Appetit schwächen, und das Geschäft der Verdauung herabstimmen. Während ihrem Gebrauche stellt sich anfangs Sodbrennen ein, das gleichsam als Vorbothe der übrigen Zufälle zu betrachten ist. Magen- und Darmcanal werden allmählig laper, die Verdauung geht immer langsamer und unordentlicher von Statten, es häufen sich in Folge gestörter Assimilation und Secretion heterogene Stoffe in den ersten Wegen an, die, wenn sie nicht in Zeiten berücksichtigt werden, den Zunder bilden, aus dem sich Scharbura, Gedärm- und Magensieber mit Hang zu fauliger Auflösung entbinden. Welche Biere namentlich hieher zu rechnen sind, mögen sich die Herren Trinker bey Verspürung der nun genannten Unverdaunungszufälle selbst sagen; mir gebührt es nur, sie aus ihren Folgen kennbar zu machen. Wer des Morgens stark an Verschleimung leidet, Ekel und Widerwillen gegen alle Nahrungsmittel verspürt, thut, wenn er des Abends regelmäßig Bier zu trinken gewohnt ist, wohl daran, wenn er diese Lieblingsgetränke aussetzt, und einstweilen zu Wasser mit Wein übergeht.

Biere, die sogar Kopfreissen, Betäubung oder Zittern verursachen und selbst von denen, die sie nachtheilig befunden haben, mit dem Nahmen der schädlichen belegt werden, sind es, die vor Allem die Aufmerksamkeit der medicinischen Polizei auf sich lenken sollten. Wer sie sucht, findet sie vorzüglich unter den Doppel- und Lagerbieren, wie sie auch Nahmen haben mögen. Sie sind es, die in kleiner Quantität genossen, große Trockenheit im Schlunde, Schwindel und Kopfschmerz erwecken; in größerer Menge Kopfreissen, Betäubung, Zittern und selbst ein Irrewerden bey offenen Augen und im wachenden Zustande verursachen. Mag ihr Zusatz einzig aus betäubenden Kräutern, aus narcotisch wirkenden Samen u. s. w. bestehen, oder noch außerdem einer Beihilfe von Branntwein sich erfreuen; von der Kraft des Malzes und des Hopfens rühren diese Gehirn und Nerven vergiftenden und das Gefäßsystem gewaltsam aufreizenden Wirkungen solcher Biere nicht her! Glücklicherweise stehen diese Biere höher im Preise, und werden demnach nur von Wohlhabendern genossen, die jedoch von dieser Liebhaberey oft bald zurückkommen; denn es darf ihnen nur einmahl recht vor dem Gehirn gekocht haben, so ziehen sie dann gewiß ein Glas Wein diesem verdächtigen Getränke vor. Daß es hin und wieder Doppelbiere gibt, die eine rühmliche Ausnahme

machen, mag wohl seyn; doch sind die Klagen über Verfälschung dieser Gattung Biere die verbreitetsten und überall widerhallenden. Wohl kenne ich die Ausflüchte, die zu Gunsten ihrer benutzt werden; weiß und kenne die Kennzeichen eines natürlichen und reingeistigen Bieres recht wohl, die sich jedoch von den oben genannten, auch jedem Nichtkenner, deutlich unterscheiden werden. — Ist die Chemie auch noch nicht dahin gediehen, solche narcotische Gifte von andern vegetabilischen Grundstoffen distinct trennen und darstellen zu können, so kann uns Ärzten doch die Wirkung derselben auf den belebten thierischen Körper nicht täuschen, nur stört unsere Erkenntniß die bey solcher Verfälschung häufig Statt findende Zusammensetzung mehrerer Gifte, und dann die durch Mischung und Gährung hervorgebraachte Veränderung. — Stirbt nun auch in Folge des Genusses solcher Biere Niemand sogleich, so beibt dennoch die Wirkung der langsam operirenden Gifte nie aus; im Gegentheile zeigt sich der Erfolg erst dann, wenn es zu helfen nicht mehr möglich ist. — Empörend ist jedoch der Gedanke, bey dem Genusse solcher Getränke stets befürchten zu müssen, einen Schierlings- trank statt Labetrunk zu erhalten! Bedauernswerth bleibt es, daß diese angeblichen Kraftauszüge von deutschen Bieren, die sonst in kleiner Gabe schon sehr erquickend und stärkend wirkten, armen Leidenden, denen sie den Wein ersetzen könnten, durchaus nicht empfohlen werden dürfen, da man für ihre Echtheit und Reinheit nie Gewähr leisten kann.

Etwas über das Kaiser-Franzensbad, seine Quellen und ihre Wirkungen.

(V e s t u f.)

Das Franzensbad besteht, so zu sagen, aus einem System von Quellen, davon aber nur folgende sich als Heilquellen darstellen, und als solche benutzt werden:

1. Die Franzensquelle.

Die besuchteste. Von einem im antiken Geschmacke erbauten Tempel, dessen Dach das Emblem des Askulap zierte, umschlossen und in Verbindung mit einem herrlichen, auf dorischen Säulen ruhenden Porticus, enthält sie in ihren Tiefen ein in seinen Bestandtheilen sehr bündiges Wasser, welches, geschöpft, vollkommen klar und hell ist. Vom Boden des Glases steigen unaufhörlich Blasen, die sich an den Wänden setzen. Der Atmosphäre ausgesetzt, bleibt es sehr lange hell; erst nach 24 Stunden fängt es an, sich zu trüben. Der Geschmack ist erfrischend, stechend säuerlich, später etwas tintenhaft. — Es wird auf eine musterhafte Art in erprobten Krügen und auf Verlangen auch in Glasbouteillen in ungeheurer Menge (im Durchschnitt 250—260,000 Krüge jährlich) selbst in das entfernte Ausland versendet.

2. Die Louisenquelle.

Nach der hochseligen Kaiserin Louisa benannt, besteht aus mehreren Quellen, welche jetzt alle in einem gemeinschaftlichen, mit einem zierlichen eisernen Geländer umgebenen Bassin gesammelt, und durch einen Überbau geschützt sind. Das Wasser ist unaufhörlich bewegt; unablässig steigen Blasen aus der Tiefe, die an der Oberfläche zerplagen.

Obwohl es trübe zu seyn scheint, ist es doch, geschöpft, vollkommen klar. Atmosphärische Luft wirkt auf selbes später ein, als auf das der Franzensquelle. Es wird jetzt bloß zur Bereitung der Wasser- und Schlammäder benützt.

3. Der kalte Sprudel.

Eine von den übrigen wesentlich verschiedene Quelle, welche am 2. Sept. 1817 trotz aller Gewalt, die ihr in der Besorgniß wegen den übrigen Quellen entgegengestellt wurde, mit Ungestüm hervorbrach. Im nächsten Jahre zweckmäßig in einem dichten, fest verschlossenen, runden, zwey Fuß im Durchmesser habenden Behälter gesammelt, gibt sie ein wegen der ungemein starken Gasausströmung so heftig wallendes und rauschendes Wasser, daß es seinen Rahmen verdient. Atmosphärische Luft wirkt erst spät auf selbes; sein Geschmack ist angenehm, anfangs stechend säuerlich; später schwach salzig; es wird zum Trinken und Baden gebraucht.

4. Die Salzquelle.

Wegen ihrer ausgezeichneten Wirkungen von der Egerer Stadtgemeinde angekauft, wurde sie 1822 durch einen Überbau, dessen mit Blech gedeckte Kuppel auf dorischen Säulen ruht, an welche sich ein langer Porticus von gleichen Säulen schließt, geschützt. Ihr vollkommen klares Wasser perlt, doch minder stark, als das der andern Quellen. An der Luft wird es erst nach langer Zeit trübe, und setzt kein Eisenoxyd, sondern weiße Flocken ab. Es schmeckt sehr angenehm, schwach säuerlich; weder salzig noch tintenhaft, und wird sehr stark verfenet.

5. Die Gasquelle.

Bekannt unter dem Namen Polsterbrunnen, ist mit einer möglichst dichten, tiefen Einfassung umschlossen und auf selber ein hoher Trichter angebracht, dessen bewegliche Röhre ein Ventil hat, mittelst dem das ausströmende, sehr reichhaltige kohlensaure Gas in Form der Gasdouche angewendet wird. Um aber selbes auch zu Bädern zu benützen, ist der innere Raum des Gasbehälters in 4 Abtheilungen so getheilt, daß eine davon für den obigen Trichter, die drey übrigen mittelst 4 Fuß über demselben angebrachten Sigen zu allgemeinen Gasbädern bestimmt sind. Die ganze Vorrichtung ist 1826 mit einem großen, zweckmäßigen Gebäude umschlossen worden, welches 4 hohe und lichte Zimmer enthält, wovon eines zum Versammlungszimmer, die übrigen zu Gas- und Douchebädern dienen.

6. Der Mineralschlamm

ist wegen seiner besondern Heilkräfte sehr beachtenswerth, übrigens schwarzbraun, sehr fein, weich, fettig anzufühlen, reich an wirksamen Bestandtheilen, und gibt, angefeuchtet, einen weinsäuerlichen, schwefelartigen Geruch. Man wendet ihn, sorgfältig gereinigt, durch ein Sieb geschlagen und mit dem Wasser der Louisenquelle durchdrungen, gewöhnlich örtlich als Umschlag und Einreibung, oder auch als allgemeines Mineralschlammbad an.

Was die Wirkungen der einzelnen Mineralquellen zu Franzensbad betrifft, so lassen sich folgende als charakterisirend anführen:

Die Franzensquelle wirkt auflösend und stärkend zugleich; wird, obgleich sehr reich an Eisen, doch von

schwächlichen Personen gut vertragen, erhitzt nicht so leicht als andere an Eisen gleich starke Mineralwässer und wirkt höchst flüchtig und belebend; reizt und stärkt das Nervensystem; stählt die Muskelfasern; stärkt das Gefäßsystem; wirkt vorzüglich wohlthätig auf den Unterleib; nicht minder auf das Gebärmuttersystem; vermehrt die Thätigkeit der Nerven, und stärkt alle Schleimhäute.

Die Louisenquelle kommt in ihren Wirkungen fast mit der Franzensquelle überein. Sie wird nur in Form von Bädern angewendet, wo sie im Ganzen weniger als die übrigen Eisenwässer, aber doch belebend, stärkend wirkt und auch von Brustkranken leicht vertragen wird.

Die Salzquelle wirkt nach dem Franzensbrunnen am stärksten flüchtig und durchdringend; ist leicht verdaulich, aber dagegen weit weniger reizend, im Gegentheil die krankhaft erhöhte Sensibilität herabstimmend, — ungleich auflösend und zugleich kühlend; auf den Unterleib sicherer abführend; auf das Gefäßsystem kühlend; auflösend auf das Gebärmuttersystem; auf die Nieren höchst urintreibend; die Absonderung und Ausleerung des Schleimes befördernd.

Der kalte Sprudel steht zwischen der Franzens- und Salzquelle in der Mitte, ist auflösender, eröffnender, als jene, aber reizender, heftiger, stürmischer, als diese.

Die Gasquelle wirkt höchst reizend auf die Haut, schweißerregend; auf das Nervensystem belebend; auf die Geschlechtstheile, besonders die männlichen, ungemein reizend; auf bösartige Geschwüre schmerzstillend; in der eiterigen und schleimigen Lungenfucht die Citerung verbessernd; auf einzelne Sinnorgane belebend.

Der Mineralschlamm wirkt reizend auf die Haut, anfangs ein Jucken, später oft einen Hautauschlag eigener Art hervorbringend; die Thätigkeit der Haut verbessernd, und daher bey hartnäckigen Hautauschlägen von ausgezeichnete Wirksamkeit; auflösend, erweichend; das Nervensystem belebend.

K. K. Bade-Inspection zu Kaiser-Franzensbad.
Hr. Casimir Fortwängler, k. k. erster Kreiscommissär und k. Burggrafenamts-Adj. zu Eger.

Hr. Freyherr v. Bassimon, k. k. Major und Ritter des k. französ. St. Ludwigs-Ordens.

Ä r z t e.

Hr. Nikl. Bened. Conrath, M. D. und bestellter Brunnenarzt.

Hr. Fr. Lautner, M. D. und Stadt-Phys. zu Eger.

Hr. Ant. Palliardi, M. D. und ausüb. Arzt zu Aisch.

Hr. Carl Andr. Mayer, M. D. und Stadt-Phys. zu Eger.

Hr. G. L. Sommer, M. D. und ausüb. Arzt zu Eger.

W u n d a r z t.

Hr. Jos. Götz, Magister der Chirurgie.

Miscellen.

Ein Beispiel von sehr hohem Alter, verbunden mit ausgezeichnete Jugendkraft. — Th. Paare, ein Baueremann in England, verheirathete sich in seinem 120. Jahre, mit einer Witwe zum zweiten Mal, lebte mit ihr noch 12 Jahre, und sie versicherte, ihm nie sein Alter angemerkt zu haben. — Bis in das 130. Jahr verrichtete er noch alle schweren Arbeiten des Landmanns. Im 152. Jahre machte er noch eine Reise nach London und fand hier sein Grab. — Der berühmte Anatom Harwey öffnete ihn nach seinem Tode, und es ergab sich, daß sich die Maschine seines Körpers nicht im Geringsten noch abgenutzt hatte. Alle Eingeweide waren in dem besten und gesunden Zustande, sogar die Rippen waren nicht einmahl noch verkümmert, was man doch sonst bey allen alten Leuten findet. — Der Mann würde gewiß noch länger gelebt haben, hätte ihn nicht das Wohlleben getödtet, womit man ihm am Hofe des Königs zu Gute thun wollte. —

Die Todtenklage, das Geräusch, welches man mit Hörnern und Trompeten über den Leichen der Römer machte, wovon Quin-tilian bemerkt: „Warum stören wir durch so vieles Schreien, Heulen und Wehklagen die Ruhe der Todten? Geschieht es nicht deswegen, weil oft die, denen man die letzte Schuldigkeit erwiesen, dadurch wieder ins Leben zurückgekommen sind?“ — Dadurch ist ein Gebrauch, der sich noch bey vielen cultivirten Völkern der jetzigen Zeit in seiner unveränderten Gestalt erhalten hat. Zu Brühler's Zeiten bestand sie noch fortwährend in der Piccardie. Am auffallendsten für einen Fremden ist indessen diese noch unverändert bestehende Sitte unter fast allen Classen der Einwohner von Irland. Mit Essen, Trinken (oft bis zum Übermaße), Tabakrauchen, Schnupfen, Singen u. dgl. wird der Todte die erste Nacht von seinen Angehörigen, Freunden oder Dienern, die dabey ein offenes Haus machen, bewacht. In der Mitte des Gemaches, auf einem Tische, einer Bank, oder einer Bahre liegend, ruft man dem Verstorbenen oft seinen Nahmen ins Ohr, und richtet wiederholt die Frage an ihn, warum er gestorben sey. (Dieser Gebrauch ist unter dem Nahmen „Wake“ bekannt.) Die Hauptwehklage aber beginnt erst dann, wenn am zweyten Tage die Leiche gemeinlich schon zur Ruhe bestattet wird. Verwandte oder dafür bezahlte Weiber ziehen mit unterbrochenen Klage- tönen hinter der Bahre her. Ihr Geschrey verdoppelt sich, wenn sie in die Nähe von Flüssen oder andern Gewässern kommen, und zwar deshalb, weil sie sich einbilden, die ihnen fürchtbaren Wassergeister dadurch von dem selig verstorbenen Freunde abzuhalten. Da die Kirchhöfe oft mehrere Stunden entfernt liegen, so sieht man solche Aufzüge sehr häufig. Sonderbar ist es allerdings, daß nur die Weiber dabey klagen, die ihnen folgenden Männer pflegen nur zu weilen und nur in der Nähe von Gewässern mit einzustimmen.

Wir sind mit einer Menge äußerst mannigfaltiger Genüsse umgeben, welche theils bloß zu unserer Erhaltung und Ernährung, theils aber auch zu unserm Vergnügen bestimmt sind, und deren mehr oder weniger kluge Auswahl einen sehr großen Antheil an unserm Wohlbefinden hat. Einige derselben wirken ohne unserm Willen auf uns ein, bey andern hingegen bleibt es uns überlassen, ob wir davon Gebrauch machen wollen oder nicht. Da nun aber der Mensch ohne genaue Kenntniß dieser Dinge nicht zu beurthei-

len im Stande ist, ob er sie zum Vortheile oder zum Nachtheile seiner Gesundheit anwendet, so ist es für ihn von größter Wichtigkeit, die heils- oder unheilsbringenden Genüsse kennen zu lernen, um durch das Einweihen in diese Kenntnisse den Gebrauch oder Nichtgebrauch derselben selbst bestimmen zu können.

Augen von zweyerley Farben. Im Hotel Dieu zu Paris ist kürzlich von Hrn. Breschet ein zwischen zwey und drey Jahren altes Kind beobachtet worden, bey welchem das linke Auge hell blau und das rechte dunkelbraun ausah; auch die Augenbraunen sind links hell, und rechts ganz schwarz. Übrigens ist das Sehvermögen vollkommen und die Farbe ausgenommen, sind die Augen natürlich.

Ein außerordentliches Wachsthum hat man unlängst bey einem jungen Manne von 19 Jahren beobachtet, der in einem kurzen Zeitraum einen vollen Fuß höher wurde. Dieser außerordentlich scheinende Fall ist jedoch nicht einzig in seiner Art. Es ereignete sich schon vor einigen Jahren in Frankreich, daß ein junger Mann von 17 Jahren binnen zwey Monathen fast 12 Zoll größer wurde.

Zu den einfachsten, aber gerade der Beachtung am würdigsten Mitteln, die trägen Darmausleerungen in Ordnung zu bringen, gehören allgemeine Frictionen, wie sie bey den alten Ärzten und von Boerhaave so oft empfohlen wurden, und Frictionen des Unterleibes selbst. Sie werden am besten nach dem Bade des Morgens, mittelst rauher leinener oder wollenen Tücher, bis zur lebhaften Röthung der Haut oder auch ohne vorhergehendes Bad von den Patienten selbst in Anwendung gebracht.

Menschen, die anstatt den Acker, den sie ernten, selbst zu beackern, ihr Leben mit Nichtsthun hinbrüten oder die in eingeschlossener Luft an den Schreibtisch gefesselt sind, entgegen selten, wenigstens in einer Periode des Lebens, der hypochondrischen und melancholischen Verfassung; dagegen diejenigen, welche bey einem mühevollen, thätigen Leben dem Einflusse der freyen Luft am meisten ausgefetzt sind, wie Landleute und Bergbewohner, am seltensten von langer Weile, Nismuth, Grillen und Lebensüberdruß heimgesucht werden. — Muth und Heiterkeit werden erweckt durch Reisen und alle activen Bewegungen und Anstrengungen in freyer Luft, wahrscheinlich dadurch, daß mit Beschleunigung der Respiration und Beschleunigung des Kreislaufes das Blut mehr oxidirt, gleichmäßiger vertheilt und daher eine größere Menge von Lebensluft schwangeren Blutes dem Hirne und Herzen dargebothen wird. Zu Gunsten dieser Ansicht darf vielleicht noch bemerkt werden, daß diejenigen Thiere, deren sanguinischer Lebensausdruck am weitesten von melancholischer Dumpfheit entfernt ist, wie die Vögel, durch ihr beständiges Schweben in freyer Luft sowohl, als vermöge der eigenthümlichen Organisation ihrer Athmungsorgane, zeuge die verhältnismäßig größte Menge Lebensluft in sich aufnehmen, die größte Respiration und damit jene ausnehmende Energie und Munterkeit zeigen, die wir an ihnen bewundern. Hieraus allein scheint schon hervorzugehen, daß die wirksamsten Gegenmittel der Hypochondrie unlängbar die diätetischen sind.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

25.

Wien, Samstag den 24. July.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumeriert für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden G. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden G. M. wöchentlich zwei Mal portofrei. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatsheften für 5 Thlr. löschf.

Etwas über die Wirkungen der Schnürbrüste auf die Organe des Unterleibes, vorzüglich auf die Leber*).

Von Cus. Corbin, D. M. P.

Die Frauen unserer Zeit haben ihrer Gesundheit kein kleines Opfer zu bringen geglaubt, indem sie vom Gebrauche der mit Fischbein und Stahl bepanzerten Schnürmieder abließen, jener wahrhaften Harnische, nach dem Ausdrucke Buffon's, in denen sich unsere Großmütter einkerkerten, und welche die Einbildung bestimmte, die Taille zu unterstützen und ihrer Verunstaltung zuvorzukommen, die aber mehr Verunstaltungen bewirkte, als sie ihnen auszuweichen beabsichtigte.

Obwohl die jetzt üblichen Mieder biegsamer und etwas niedriger sind, so hat ihre Schädlichkeit darum doch nicht aufgehört, besonders, wenn sie fest zusammengezogen sind. Die daraus entspringende Beklemmung für alle Organe der Brusthöhle ist augenscheinlich, und durch die traurigen Folgen für die dabey interessirten Organe nur zu sehr bestätigt. Die Lungenschwinducht wählt ihre Opfer vorzugsweise aus dem weiblichen Geschlechte, und die Schnürbrüste spielen für diese traurige Vorliebe keine unbedeutende Rolle. — Da jedoch ihre gewöhnlichen Nachtheile größtentheils bekannt sind, so übergehe ich hier ihre Aufzählung, und schreite nun zur Beschreibung einiger, noch wenig bekannten Erscheinungen, die einer höheren, allgemeinen Beachtung höchst würdig sind.

Es gibt wohl schwerlich Jemanden, der noch nie eines der unglücklichen Opfer der Coletterie, wie Tantal, vor wohlbesetzter Tafel wird hungernd sitzen gesehen haben, das kaum fähig war, verstohlener Weise nur einige Bissen in ei-

nen Magen zu bringen, der zu sehr zusammengedrückt war, um Speisen aufnehmen zu können. Ein Anderes, immer noch mäßig und unschuldig dem Appetite folgend, wird von Üblichkeiten überfallen und genöthigt, die Tafel zu verlassen. Dann folgen Ohnmachten, Erbrechen, — und glücklich, wenn es so abläuft — wenn nicht eine schwere Unverdaulichkeit die noch traurigere Folge ist.

Dies sind zwar vorübergehende Übel, welche aufhören, sobald die Dame sich ihrer Haft entledigt hat, und die Organe wieder ihr freyes Spiel erhalten. Aber es gibt auch bleibende Wirkungen, deren Spuren selbst nach mehreren Jahren, nachdem der Gebrauch des Mieders gänzlich aufgehört hat, auf den Organen sich unauslöschlich abgedrückt, nachweisen lassen.

Das Zusammenziehen durch diese Mieder wirkt vorzüglich auf die letzten Rippen, und durch das Einwärtsdrängen dieser auf die Leber, welche sich unmittelbar unter jenen in dem oberen Theile der Bauchhöhle befindet. In Folge dieser Zusammenziehung wird die Leber nach unten gedrängt, und weil sie nach hinten unbeweglich fest sitzt, so senkt sich nur ihr vorderer Theil. Diese Senkung ist nach einiger Zeit so groß, daß die convexe Oberfläche der Leber, anstatt wie im normalen Zustande nach oben gewendet, und horizontal zu bleiben, sich vertical nach vorne neigt; dabey werden der Magen und die Eingeweide zusammengedrückt und hinab gegen das Becken oder nach vorne gedrängt, falls das Mieder nicht zu weit hinabreicht, oder unterhalb der Leber, die vor ihnen liegt, platt gedrückt.

Diese Wirkung trifft immer ein, und zwar bey Damen, die sich auch nur wenig schnüren. Erst unlängst habe ich dieß bestätigt gefunden bey einem Weibe, welche Nr. 7 im S. Magdalenasaafe starb. Eine Menge anwesender Personen hatte Gelegenheit, dasselbe nebst mir zu beobachten. Die Verrückung der Eingeweide entsprang hier vorzüglich aus einer ungeheuren Verstopfung der Milz, obwohl auch die Leber das ihrige dazu beygetragen zu haben schien. Aber ich

*) Aus einem französischen Journal, unter der Rubrik: „Hygiène“ (Gesundheitspflege), vom 24. April 1830.

führe diese Erscheinung an, vorzüglich wegen der Senkung der Leber selbst, welche vor Augen lag, und deren obere Fläche auf dieselbe Art, wie ich schon erwähnte, nach vorne gewendet und vertical war; ungeachtet die Milz, welche die halbe Bauchhöhle einnahm, die Leber hindern konnte, sich zu senken, oder sie nöthigen, sich zu heben.

Aber ich will noch weit auffallendere Wirkungen anführen. Auf dieser convergen und nach vorne gekehrten Fläche zeigt sich bey sehr vielen Frauen eine querlaufende, mehr oder weniger ausgedrückte Furche, die zuweilen so beträchtlich ist, daß die Leber, deren unterer Theil sich über diesen Eindruck erhebt, hier wie abgeschnitten zu seyn scheint. Manchemal aber ist dieser Eindruck so leicht, daß er den Augen der Nichtkenner entgeht, und in diesem Grade zeigt er sich bey allen Frauen, die sich schnüren. Nicht selten ist der Grund des Einschnittes schon durch die Farbe von der übrigen Leber verschieden; dann springt die Abweichung auch mehr in die Augen. Die Farbe ist in diesem Falle ein schönes, oder wohl auch ein schmutziges und gelbliches Weiß. Bey näherer Untersuchung findet man eine Menge faseriger, zellenartiger und unregelmäßig verschlungener Bänder, die das Gewebe der Leber bedecken, und welche sich über und unter der Furche mehrere Linien, manchemal einen Zoll breit ausdehnen, mit einem Worte, dieß ist eine Verdickung des die Leber einhüllenden Bauchfelles, der Gissons-Kapsel, und des darunter gelegenen Zellengewebes. Allein diese Verdickung ist nicht sehr bedeutend, und beträgt selten über eine halbe Linie. Auch trifft man darunter kein Faserband, das sich in das Parenchym (Wesenheit, Substanz) erstreckt. Diese Furche, wie ich sie hier beschrieben habe, mit oder ohne Wucherung (Hypertrophie) der Leberkapsel erscheint größtentheils auf dem rechten Flügel, da der linke nie unter die falschen Rippen steigt. Aber wenn der linke Flügel diesen Punct überschreitet, so dehnt sich die Furche auch über diese Parthie aus. Manchemal ist sie in der Mitte unterbrochen, und nur an den Seiten allein deutlich zu sehen, manchemal aber erstreckt sie sich quer von der rechten zur linken, ohne Unterbrechung.

Seltener trifft man auf dem hinteren und oberen Rande, am gewölbtesten Theile, in der Nähe der Anheftung Eindrückungen, die nach einer andern Richtung fortlaufen; dieß sind eine Art Spalten, schmal und tief, ohne Veränderung der Farbe, gerade von oben nach unten, parallel mit der Achse des Körpers ein bis zwey Zoll lang laufend, welche eine Art länglicher Einschnitte auf die Leber bildet.

Die Erklärung dieser Daten ergibt sich von selbst; das Nieder drückt von oben nach unten, daher das Senken der Leber und der andern Eingeweide. Es preßt seiterecht, daher die verticalen Furchen. In Betreff dieser querlaufenden Furchen ist es ausgemacht, daß sie oft mit dem Rande der falschen Rippen correspondiren; wenn sie also auf der Seite sich befinden, so sind sie ohne Zweifel von diesen bewirkt worden; zeigen sie sich aber in der Mitte, wo sie dann sichtbar werden als sonst, so sind sie sicherlich das Resultat des unmittelbaren, durch den Rand des Nieders und insbesondere des Blanchettes bewirkten Druckes.

Einmal traf ich bey einem Weibe den Magen in zwey Lappen getrennt, und zugleich eine transversale Furche in

der Leber, und wie die Gegend des Zusammenschnürens des Magens mit der Furche in einer Linie stand, und gleichsam eine Fortsetzung bildete, so glaubte ich beyde Wirkungen einer und derselben Ursache bemessen zu dürfen. Die Sache schien auch allen bey der Autopsie Anwesenden, welche die Organe an ihrer Stelle sahen, nicht im Geringsten zweifelhaft. Ein anderes Mal fand ich bey einem Manne eine Furche gleicher Art, aber quer über den hintern Rand der Leber sich erstreckend. Ich wußte mir dieß nicht gleich zu erklären, als ein Assistent, Hr. Carswell, die Leber an ihren Platz legte, und bemerkte, daß in diese Furche eine sehr harte, faserige Schnur genau einpaßte, die an der hinteren Seite der Bauchhöhle hervorsprang, und nichts anderes war, als der Bogen der breiten Muskelfasern des Zwerchfelles, hier mehr hervorragend und weniger gerundet, als sonst. Ich wunderte mich nicht mehr, denn die Erscheinung reichte sich nach der Analogie in die Classe der gemachten Beobachtungen.

Ich komme auf die transversalen Eindrücke, die ich so häufig bestätigt fand, und die darum mehr Aufmerksamkeit verdienen. Sobald diese Eindrücke mit der Senkung der Leber vorkommen, so ist auch die Gestalt dieses Eingeweidess sehr verändert, und von vorne nach hinten breiter und platter. Das Parenchym zeigt manchemal nichts besonderes, aber gewöhnlich hat es eine gelblich blasse Farbe, mehr Festigkeit und Dichtigkeit, und aus zwey Substanzen, die in seine Textur dringen, unterscheidet man nur mehr die weiße, da die rothe ganz oder größtentheils verschwand, kurz das Gewebe der Leber ist dichter, und enthält weniger Blut.

Man wird es schwer glauben, daß solche Erscheinungen dem Blicke so vieler Beobachter entgehen konnten; die sich, mit ganzer Seele den pathologisch-anatomischen Untersuchungen hingaben. Auch habe ich hierüber, selbst in den vorzüglichsten Werken über Medicin und Gesundheitslehre, nichts gefunden, außer einigen Worten von Hrn. Ferrus, eingeschaltet unter dem Artikel: Pathologie der Leber, im Wörterbuche von ein und zwanzig Bänden, bey Gelegenheit, wo von der Atrophie (Mangel an Ernährung, Schwindsucht dieses Organs) die Rede ist.

(Der Beschluß folgt.)

Über den Zustand der Medicin in Constantinopel. Auszug aus Briefen des Hrn. Maden an den Doctor Gregory *).

Erster Brief.

Man zählt in Constantinopel fünfzig ausübende Ärzte, deren größter Theil Franken, aus Italien und Malta, jonische Griechen, Armenier und Kopten sind. Unter diesen haben nur fünf Medicin studiert und ordentliche Diplome erhalten. Jeder Medico (dieß ist ihr Nahme) hat sein besonderes ihm angewiesenes Quartier. Begleitet von einem

*) Aus einem französischen Journal, „Hygiène“ Jännerheft 1830.

Drogman oder griechischen Dolmetsch, dessen Geschäft es ist, Kranke auszuspihen, und die Vorzüge seines Doctors zu besingen, durchläuft er im eigentlichen Sinne seinen Bezirk, um einen Klienten zu erhaschen. Man kann ihn täglich sicher in den besuchtesten Kaffeehäusern mit einer Gravität, die sich durch nichts stören läßt, schmauchend finden, wo er in den Mienen Aller, welche ihn umgeben, Symptome von Krankheiten aufsucht. Willens, die feinsten Nuancen der osmanischen Sitten und Gebräuche zu studieren, mußte ich mich, ich bekenne es, schon zu diesem herabwürdigenden Mittel, eine Praxis zu erlangen, bequemen. Ich nahm also einen Drogman, der erst unlängst die Dienste eines italienischen Arztes verlassen hatte, und seitdem auf eigene Faust die Praxis übte. (Auf diese Art werden alle Drogmans nach einer gewissen Zeit, und wenn sie dienstlos sind, Ärzte.) Dieser Mensch fing sogleich an, mich die Pflichten meines Standes zu lehren, welche nach seiner Anweisung vorzüglich darin bestanden: Niemanden früher einen Rath zu ertheilen, als man das Honorar im Sacke hätte; keinen Patienten über etwas zu fragen; keinem von den Verwandten oder Freunden des Kranken, außer in ganz unverständlichen Phrasen zu antworten. Von der andern Seite sollt ich mich beschränken, den Puls zu fühlen, der allein zur Kenntniß der Krankheit genügen mußte, und die Prognose bey zweifelhaften Fällen bloß mit den Worten: „Wenn's Gott will,“ und bey verzweifelten mit: „Groß ist Gott“ zu machen.

Mit diesen vorläufigen Belehrungen bereichert, ging ich in ein sehr besuchtes Kaffeehaus, und fing an, recht gravitätisch zu rauchen. Mein Drogman säumte nicht, mit den Türken, die uns umgaben, ein Gespräch anzuknüpfen und schickte sich sogleich an, mit einer der ernsthaftesten Mienen von der Welt die Geschichte einer Wundercure zu erzählen, die er, nach seiner Versicherung, selbst mich vor wenig Tagen verrichten sah, und zwar an der Person eines sehr reichen Effendi, der schon in Jügen lag. Er erklärte ihnen, wie ich ihm die Leber aus dem Körper nahm, und nachdem ich durch sehr vorsichtiges Schaben der Leber die Krankheit gehoben hätte, sie wieder an ihre Stelle legte. Endlich schloß er, die Krankheit wäre gleich Tags darauf vollkommen geheilt, und ich mit fünf Beuteln beschenkt worden. Ich verlor kein Wort bey der ganzen Geschichte und stand auf Kohlen; allein ohne auf meine öfteren wiederholten Geberden des Unwillens zu achten, fuhr mein Wundererzähler fort, indem er mir mit einem Seitenblick meinen Mangel an Klugheit, wie er es nannte, vorwarf.

Verflossene Nacht hatte ich ihm ein großes Blutgeschwür geöffnet; vielleicht gab dieß Anlaß zur Erzählung von dem Abschaben der Leber des Effendi. Die Türken ließen diese Geschichte sehr gern zu, und wäre sie noch wunderbarer gewesen, sie hätten sie auch leichter geglaubt. Einer aus ihnen rief mit einem Blicke zum Himmel: „Es ist nur ein Gott!“ — ein Anderer rühmte mein Talent, und schloß mit dem gewöhnlichen Ausrufe: „Mohamed ist der Liebling Gottes!“ Sogleich streckte er mir die Arme hin, ihm den Puls zu fühlen, indem er mit einem sehr verbindlichen Tone sprach: „Nur zu, Ungläubiger!“ — Die Türken betrachten diese

Benennung für nichts weniger als beleidigend, denn sie denken, wenn es bey einem Menschen schon ein Fehler ist, ein Christ zu seyn, so ist es doch nicht seine Schuld.

Mein Grieche, dessen Familiarität (ein seiner Nation eigener Fehler) mir sehr zuwider war, sagte mir in das Ohr: „Geben Sie Acht, dieser Mensch zahlt nie.“ Ungeachtet dieser menschenfreundlichen Erinnerung gab ich dem Türken meinen Rath, wofür er mir eine Tasse Kaffee bringen ließ.

Ein sehr gut gekleideter Mann, welcher mehr als eine halbe Stunde neben mir, ohne ein Wort zu sprechen, saß, erinnerte sich plötzlich, daß er eine oder zwey kranke Frauen habe, und fragte mich mit wichtiger Miene, wie viel ich für die Heilung einer kranken Frau fordern würde? Diese Frage hätte manchem unserer Collegen zu London sehr sonderbar geklungen. „Was hat sie für eine Krankheit?“ fragte ich ihn. „Sie ist krank.“ — „Aber von welcher Art ist die Krankheit?“ fragte ich wieder. „Ah! sie kann nicht essen.“ Auf diese Erkundigungen sollte ich die Heilung einer Person übernehmen, welche vielleicht schon dem Tode nahe war. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, diesen Schritt allein zu thun, und überließ das Geschäft meinem Drogman, der wüthend war, als er sah, daß ich diese schöne Gelegenheit nicht benutzen wollte. Er verlangte dreißt 100 Piafter, indem er bey dem Varte seines Vaters und der Seele seiner Mutter schwur, daß ich nie weniger bekomme. Endlich nach einer fast stundenlangen Discussion war er mit 50 Piafter zufrieden, die ihm auch sogleich eingehändigt wurden, wobey man ihm noch 100 nach Herstellung der Kranken versprach, welches Versprechen ich aber nicht achtete, und das in der That nicht viel zu bedeuten hatte. Wirklich ist Niemand verschwenderischer mit großen Versprechungen als der Türke, aber Niemand vergißt sie so schnell und so ganz, als er, sobald seine Gesundheit hergestellt ist. Ich ging also zu meiner Patientinn, welche, wie ich später erfuhr, alt und häßlich war; denn Anfangs war es mir unmöglich, auch nur den mindesten Theil ihres Körpers zu sehen. Sie verlangte gebietheerisch, daß ich in dem Zimmer bleibe, welches in jenes führte, wo sie lag; nur ihr Bett war nahe an der Thür, welche sie halb geöffnet ließ, und von Zeit zu Zeit streckte sie ihren Kopf hervor, um auf meine Fragen zu antworten. Diese Frau war die einzige von allen, welche ich in diesen Gegenden behandelte, die es durchaus nicht leiden wollte, daß meine Finger ihren Arm besudelten. Ungeachtet der Unzulänglichkeit der Nachforschung vermuthete ich, geleitet von dem, was ich von den Umstehenden mit Mühe erfragen konnte, daß sie mit einem Krebsgeschwüre behaftet sey, und nach dieser vielleicht sehr schwankenden Idee, verschrieb ich ihr ein schmerzstillendes Mittel.

Kaum war ich mit der alten Dame fertig, als eine andere viel jüngere kam, und mich sehr höflich bath, ihr einen Rath zu geben. Sie bildete sich ein, krank zu seyn, obwohl ihre schwarzen und feurigen Augen, ihre Korallenlippen, und ihr holdes Lächeln ganz das Gegentheil andeuteten. Sie war äußerst reizend; ich konnte ganz darüber urtheilen, denn sie hob ohne Umstände ihren Schleier hinauf, aber sie wollte auch nicht anders zugeben, ihren Puls zu

fühlen, als durch ein Stück sehr feines Gaze. Ich beobachtete in der Folge, daß diese Art in der Levante am meisten im Schwunge sey. Ich verordnete ihr einige Arzeneien, nur der Formlichkeit wegen, denn ich wußte, daß sie ihr unnütz wären und sie diese gar nicht nehmen würde. Nachdem ich eine Pfeife geschmaucht, und das Scherbet getrunken hatte, schied ich von meinen Patientinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen über die vom k. k. Herrn Professor Baumgartner und die vom k. preuß. geheimen Medicinalrathe Dr. v. Gräfe im Monate August 1829 angestellten physikalischen Untersuchungen in dem Wildbade Gastein.

Mineralwasser und gemeines Quellwasser verhielten sich im Anbetrachte der nöthigen Siedhitze ganz gleich; sie sotten nach den Angaben des Herrn Prof. Baumgartner bey 78° Réaumur, nach den Versuchen des Herrn Dr. Gräfe bey 77° Réaumur. Beyde erkalteten auch in derselben Zeit und in gleichen Graden. Selbst das empfindlichste Electrometer wird von dem Mineralwasser auch nicht im Geringsten angeregt, hingegen wird die Magnetenadel von dem mineralischen Wasser bedeutend stärker abgelenkt, als mittels des gemeinen Wassers. Noch auffallender ist dieser Unterschied, wenn man das Mineralwasser mit destillirtem Wasser vergleicht, so zwar, daß die Differenz der Ablenkung um desto größer erscheint, je höher die Temperatur dieser Wasser ist.

Wird das Mineralwasser durch die Volta'sche Säule versetzt, so entwickelt sich am positiven Pole weit mehr Gas, als dieses bey dem destillirten Wasser Statt zu finden pflegt.

Der mittlere Barometerstand im Wildbade Gastein ist von dem Herrn Prof. Baumgartner auf 25 Wiener Zoll berechnet worden.

Derselbe bestimmte die Erhöhung des Schloßplatzes auf 3085 Wiener Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres. Die Schloßbäder sind um 420, endlich aber ist die Schreckbrücke um 510 Wiener Schuhe höher als der Marktplatz zu Hofgastein.

Kenne und Erkenne.

(Aus dem Gedebuche des Kohlgrubenbades bey Wolfsegg.)

Kennst du den Wald, den nie der Sturm durchpfeift,
Kein Wild durchhirt, noch Jägersfuß durchschweift,

Kein Umschlag, kein Finkenchor besetzt,
Wo auch kein Halmchen sprießt, kein Blättlein bebt?
Kennst du den Wald? dahin, dahin,
Wo Licht in Nacht thront, Wand'rer, laß uns zieh'n! *)

Kennst du das Thal, wo reine Wonnen blüh'n?
Ein gastlich Haus blickt dort aus Buchengrün;
Weit, weit hinaus schweift der entzückte Blick,
All überall kehrt er mit Lust zurück.
Kennst du das Thal? dahin, dahin,
Freund der Natur! lasse die Sehnsucht zieh'n!

Kennst du den Quell? Aus weicher Erde Brust
Quillt dir sein Naß Gesundheit, Kraft und Lust.
Den Badequell, den die Natur gemischt
So weiß und hold, daß er das Herz erfrischt.
Kennst du den Quell? dahin, dahin,
Bist matt und leidend, magst du freudig zieh'n!

Kennst du das Schloß? Es thront auf Waldeshöh'n
In stiller Trauerpracht so stolz und schön;
Tief lacht das Thal, hell blüht der Städtlein Bier,
Des Kaiserreichs Urpfaffen thronen hier;
Mit einem Blick' umfaßt du das All,
Der Urgebirge schneegetrönten Wall.

Wie leuchten sie im rosig goldnen Licht,
Hier einsam thronend, dort verschlungen dicht;
Wie blüht die heil'ge Kette, Ring an Ring!
Kennst du die Hand, die so das Land umfing?
Der Allmacht Hand? In ihr, zu ihr
Blick hin, o Mensch! Nur Wunder zeigt sie dir.

Sie schuf den Wald, einst grün in Sonnenpracht,
Sie senkt aus Lichteswonnen ihn in Nacht,
Sie wölbt drüber hin die junge Welt
Mit Duft und Klang, wo es dir wohl gefällt,
Sie hüllt die Urzeit ein im Schleyer dicht:
Doch strahlen ließ sie dir das ew'ge Licht.

Dieß sey dein Stern auf deinem Pügerlauf!
Getrost und stark mit Aug' und Herz blick' auf,
Wo Wunderpracht des Weltalls dich umfängt,
Und wo der Thau am kleinsten Grase hängt;
Erkenn' dein Nichts und der Alließe Macht,
Im Thau groß, wie in der Sonnenpracht.

Helmuth v. Chezy.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

z u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

26.

Wien, Mittwoch den 28. July.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächs.

Etwas über die Wirkungen der Schnürbrüste auf die Organe des Unterleibes, vorzüglich auf die Leber.

(B e s c h l u ß.)

Was aber die von mir angegebenen Daten betrifft, so haben sie sich sehr oft bestätigt, nicht nur durch mich, auch durch eine große Anzahl Zeugen: zuerst durch Hrn. Vermier, Arzt der Charité, dessen Schüler zu seyn ich die Ehre habe; durch Hrn. Dr. Faucouneau-Dufresne, seinem Schwiegersohn; durch Hrn. Forget, Zeuge dieser Untersuchungen, der auch in seiner Thesis davon Erwähnung machte; durch meinen Freund Hrn. Carswell, der mit seinem bekannten Talente selbst mehrere dieser Lebern mahlte; endlich durch alle Schüler, welche im Jahre 1829 die Demonstrationen des Hrn. Vermier genossen. Endlich konnte ich auch auf der Klinik des Hrn. Prof. Schömel von neuem bey einer Autopsie am 13. Februar fast alle diese Erscheinungen: das Sinken der Leber, ihre Abplattung, die verticalen Furchen und den transversalen Druck, endlich das Zurückdrängen des Magens und der Eingeweide in dem Unterbauche und in das kleine Becken, beobachten.

Ich wünschte vor Allem diese Untersuchungen dadurch nützlich zu machen, daß ich damit practische Betrachtungen verbande. Allein bis jetzt bin ich noch darin zu keinem ganz bestimmten Resultate gelangt.

Ich erwähnte oft mit Hrn. Dr. Ferrus der Anwendung dieser Kenntnisse bey Gelegenheit der Untersuchung der Bauchgegend durch Betasten. Kann es sich bey Frauen nicht zutragen, und hat es sich vielleicht nicht oft schon ereignet, daß man Geschwülsten einen Widerstand beymaß, welchen man nur der, aus ihrem Plaze verrückten und manchemal so zu sagen quer abgeschnittenen Leber zuschreiben sollte? — Ubrigens ist es nicht selten, daß bey gewissen Krankheiten des Speisecanals sich der Schmerz, durch die Entzündung bewirkt, gleichfalls in einem ganz andern Orte fühlbar machen könne,

als wo er eigentlich seinen Sitz hat; so z. B. gleich unter dem Nabel und bis in dem Unterbauch bey der Magenentzündung und der Entzündung des queren Grimmdarmes, ja bis in das Becken selbst bey der Entzündung der übrigen Gedärme. Dieß wird nur jenen sonderbar oder hypothetisch scheinen, welche die Lage der Organe bey einer Senkung der Leber nie gesehen haben.

Man sieht leicht im Voraus ein, daß diese Veränderungen und diese Abweichungen der Leber für die Verrichtungen der Verdauungswerkzeuge, und für die Gesundheit überhaupt keine geringen Nachtheile herbeiführen müssen. Doch kann ich noch diese Verlegungen nicht in eine Classe bestimmter Erscheinungen setzen; dießfalls hege ich nur Vermuthungen, welche zu prüfen, ich den Kennern überlasse.

Ich bin der Meinung, daß der Druck des Nieders, sobald er sehr stark und schmerzhaft ist, eine dumpfe Irritation bewirken könne, und zwar nicht selten so heftig, daß sie sogar Eiter zu formiren im Stande sey.

Wenn der Druck des Nieders weniger fest, aber lange Zeit fortgesetzt wird, so bewirkt er fast immer diese Verdichtung des Parenchyms der Leber, und dieser erste Grad der Atrophie genügt, meiner Meinung nach, um die Wassersucht (Hydropisie) hervorzubringen. Diese Bemerkung stimmt ganz mit den bekannten Fällen überein, wo man keine andere Ursache der Bauchwassersucht, als den zusammengeschrunpften Zustand und die ungewöhnliche Dichtigkeit der Leber findet.

Ich gestehe zwar, daß diese Muthmaßungen sich noch auf zu wenig Daten stützen, allein dieser Zweifel hat bey den materiellen Abweichungen, die nun beschrieben, und nur zu sehr bestätigt wurden, keine Anwendung; immer aber sind Gründe genug da, um den Gebrauch der festschnürenden Fischbeinmieder, Gürtel und überhaupt jedes Bandes, welches die Basis der Brust zusammendrückt, ganz zu verbannen. — Gründe genug, sage ich, wenn die Stimme der Vernunft und der traurigen Erfahrung vor der Colletterie nur Gehör

fände! — Wenn man überdies bemerkt, daß diese Untersuchungen an der Population der Spitäler gemacht wurden, kann man leicht begreifen, daß, hätte ich sie bey einer etwas höheren Classe angestellt, ich ohne Zweifel mehr, und sprechendere Beweise würde aufgefunden haben.

Über den Zustand der Medicin in Constantinopel. Auszug aus Briefen des Hrn. Maden an den
Doctor Gregory.

(Beschluss.)

Zweyter Brief.

In meinem ersten Briefe meldete ich Ihnen vom Anfange meiner ärztlichen Praxis in Constantinopel. Wenige Tage darauf wurde ich zu einem wichtigen Consilium geholt, welches über einen Pascha, eine Person von hohem Range, Statt haben sollte, und ich begab mich sogleich dahin. In der Mitte eines großen Zimmers fand ich den Kranken auf einer über den Diwan ausgebreiteten Matratze liegend; denn unsere gebräuchlichen Betten existirten nirgends in der Türkei, außer in Lord Byrons Phantasie. Männer und Frauen haben als Bett nur eine einfache Matratze auf dem Teppiche des Diwan, und ziehen bey dem Schlafengehen kein, über Tag getragenes Kleid aus.

Eine Schaar von sogenannten Ärzten, Juden, Griechen, Italiener und selbst Muselmänner, drängte sich um den Kranken, und unter ihnen sah man die Freunde, das Gefolge, ja selbst die Sklaven des Pascha. Alle diese Leute gaben ihren Rath, wie Ärzte; sprachen zu gleicher Zeit über Kreuz und Quer, und nahmen, mit einem Worte, sehr theiligen Antheil an der Verathung. — In der Mitte dieser Verwirrung unternahm es ein türkischer Priester (ein Ulema), den Facultätsmitgliedern den gegenwärtigen Fall zu erklären. Er nahm mit einer gewichtigen Miene das Wort, und sprach, indem er bis zur Schöpfung hinaufstieg: „Im Anfange erschuf Gott die Welt, und schenkte das Licht des Islams allen Völkern der Erde. Mohamed (Chre sey seinem Namen in Ewigkeit) hatte den Auftrag, aus den Händen des Engels Gabriel das erhabene Buch des Korans zu empfangen, auf dessen gloriwürdigen Blättern sich die Weisheit aller Wissenschaften, der Gottesgelehrtheit und der Heilkunde befindet. Alle Wissenschaft, außer jener des Korans, ist also eitel und gottlos, deswegen habe ich ihn auch bey dem jetzigen Falle um Rath befragt, und gefunden, daß die Wiederholung des Wortes „Honig“ genau mit den Tagen der Krankheit Sr. Hoheit (welcher Gott die Gesundheit schenken wolle) übereinstimme. Also ist Honig ein Hauptmittel, und das Wachs, einer seiner wesentlichen Bestandtheile, ein wahres Wundermittel gegen die Krankheit, um die es sich hier handelt. Sammelt die Biene nicht den Saft von allen Pflanzen? Ist nicht Wachs unter Honig? Enthält das Wachs nicht Ohl? Warum sollte man also nicht Ohl vom Wachs

„versuchen? O erleuchtete und weise Doctoren! Lasset uns „auf Gott vertrauen, und Ohl aus Wachs verordnen! Unser „Kranker leidet seit 36 Tagen, also geben wir ihm alle 36 „Stunden 36 Tropfen von dieser Arznei, und wie nur Ein „Gott und Mohamed sein Prophet ist, also soll auch Ohl „aus Wachs verordnet werden.“

Dieser Galimatias, — anders kann man diesen Unsinn nicht nennen, — wurde mit lebhaften Beyfallsbezeugungen von allen Leuten des Pascha, und selbst von den meisten Ärzten aufgenommen, und die Verathung geendet. Der Ulema ließ sich angelegen seyn, uns Erfrischungen bringen zu lassen; jeder von uns bekam überdies 4 spanische Dollar, und wir überließen den armen Patienten seinem Schicksale.

Im Abgehen konnte ich mich nicht enthalten, einem Collegen, einem alten Armenier, meine Verwunderung über das Geschehene, und besonders über die Anwendung des neuen Mittels zu eröffnen. Er sah sich vorsichtig um, und nachdem er Niemanden bemerkte, flüsterte er mir in die Ohren das Wort: *Gi ft*. — Durch weitere Fragen erfuhr ich, daß alle Schätze des Kranken einer Moschee vermacht waren. Trotz aller Einwendungen meines Dolmetschers kehrte ich schnell in das Haus, welches wir eben verließen, zurück, und gab einem Diener des Pascha ganz offen zu verstehen, daß es um seinen Herrn sicher geschehen sey, wenn er das verordnete Arzneymittel nimmt. Wie ich aber beyläufig einen Monat darauf erfuhr, unterlag der arme Kranke nichts desto weniger sehr schnell.

Später wurde ich zu einem Manne gerufen, der, wie man mir sagte, das Fieber hatte. Bey meiner Ankunft fragte ich ihn gleich, was er hätte, oder was ihn schmerzte? Die Anwesenden unterbrachen mich mit den Worten: „Das wollen wir eben von Ihnen; fühlen Sie den Puls, und sagen Sie, was er hat.“ — Ich nahm also die Hand des Kranken, und fand den Puls heftig, die Haut warm, und das Athemholen sehr beschwert; aber es war mir nicht möglich, weder von dem Kranken, noch von den Umstehenden etwas Näheres zu erfahren. Die Türken haben die lächerliche Meinung, daß ein Arzt schon durch das Auflegen der Finger auf die Pulsader alle Krankheiten sogleich erkennen müsse. Nach dem Wenigen, was ich beobachtete, glaubte ich ihm zur Ader lassen zu müssen, was auch sogleich geschah; aber kaum war ich mit dem Verbande, um das Blut zu stillen, fertig, als ein Diener der Umstehenden mich bath, ein wenig die andere Hand zu besehen. Wie groß war meine Bestürzung, als ich da eine schreckliche Verwüstung fand; zwey Finger verstümmelt, das Bein zersplittert, die Geschwulst ungeheuer 2c. Erst da eröffnete man mir, daß er bey der Artillerie diene, und vor 8 Tagen ein, in seinen Händen gesprungenes Gewehr ihm diese schreckliche Wunde verursacht habe; da fiel es mir ein, er könne den Starrkrampf haben. Ich befühlte seinen Hals, er war starr, wie eine Eisenstange; der Unglückliche lag schon seit drey Tagen im Starrkrampfe. Tags darauf starb er. — Sie können sich meinen Ärger über die ungläubliche Stupidität der Umgebung des Kranken leicht vorstellen; und mein Zorn stieg bis zu bitteren Vorwürfen, womit ich ihre unbegreifliche Apathie überhäufte. Sie antworteten ganz phlegmatisch, das Geschehene wäre im großen Buche des Le-

bens geschrieben und unmöglich gewesen, etwas davon zu ändern. Was kann ein Arzt mit solchen Leuten thun? Wozu ist er ihnen nützlich? —

Es gibt sehr wenig Mohamedaner, die nicht einen festen Glauben an Amulette haben. Sie gebrauchen diese auch fast überall. Diese Amulette enthalten manchemal Worte ohne Sinn, wie die Abracadabra der Griechen. Manchemal ist es nur eine kleine Rolle mit den Worten: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes“ und einigen kabalistischen Zeichen des Astrologen Geffer, meistens mit einem Verse aus dem Koran. Das geschätzteste unter allen Amuletten, so viel ich davon urtheilen kann, und welches vorzüglich bey gefährlichen Krankheiten gebraucht wird, ist ein Stück von der Decke des Kamehls, welches das jährliche Geschenk des Sultans nach Mekka trägt. Man hat wohl öfter zu diesem Mittel, als zur Wissenschaft der Ärzte seine Zuflucht genommen, und oft hat dieses auch weit sicherer geholfen, weil es mehr Vertrauen einsößte. Endlich besteht das gewöhnlichste unter den Zaubermitteln in einem Kern Ambra und einem Stücke Papier, wahrscheinlich als Nachahmung der bey den Juden gebräuchlichen Phylacteren, in Form eines Dreieckes geschnitten. Die Verfertigung dieser Gegenstände ist die gewöhnliche Beschäftigung der Marabut *) und der arabischen Scheiks, welche damit einen ausgebreiteten Handel treiben. Es wäre übrigens kein großes Ubel, wenn man sich auf diese unschuldigen Mittel beschränkte; aber es trifft sehr oft, daß man sich der absurdesten und ekelhaftesten Mittel bedient. Ich zog einmahl aus einer Schußwunde eine todte Maus, von welcher man mir ganz im Ernste versicherte, man habe sie hineingesteckt, damit sie die Kugel heraushole.

Unter den größten Theils sehr lächerlichen, in der Türkei angewendeten Heilmitteln gibt es aber auch Eines, welches eine besondere Beachtung verdient; dieß ist das Dampfbad, dessen Heilkräfte bey Haut- und rheumatischen Ubeln ich nicht genug rühmen kann. Ich sah eine große Anzahl davon auf diese Art viermahl schneller als durch alle übrigen, selbst kräftigsten Methoden heilen. Die Reibungen allein bewirken schon die halbe Cur. Die Gelenke sind in jedem Sinne so fest zusammengepreßt und geknetet, daß sie nothwendig biegsam werden müssen, wenn sie noch so starr sind. Ich zitterte oft beym Anblicke der Bader, wie sie die Articulationen des Daumens und der Schulter luxirten, und sie im selben Augenblicke wieder zurückschnellten. Ihre Geschicklichkeit in der Begleitung geht in das Wunderbare. Meiner Meinung nach würden manchen, am Rheumatischen und der Gicht Leidenden durch Einführung dieser türkischen Dampfbäder in Europa den größten Dienst erweisen; aber auch nur dieser, denn jene, welche man zu Brighton einzuführen versucht hat, sind wahre Kinderspiele.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne etwas davon zu erwähnen, wie die Türken unaufhörlich alle fränkischen Ärzte um Stimulantien (des aphrodisiaques) bestürmen. Von allen Seiten verlangte man solche von mir, und dieß ist auch der Grund, warum vielleicht kaum ein Mann von 35 Jahren

sich finden dürfte, der nicht schon von einem vorzeitigen Alter überfallen wäre. Die Frauen ihrerseits, welche viele Kinder zu haben für eine große Ehre schätzen, fordern beständig Mittel, um sie fruchtbar zu machen. Ihre Familie ist doch im Ganzen nicht zahlreich, welches, wie ich glaube, dem schädlichen Einflusse der Polygamie zugeschrieben werden muß.

Einfluß der physischen Erziehung auf die Glückseligkeit des Menschen.

Von Raph. Ferd. Hussian.

In dem unermessenen Gebiete der organischen Schöpfung, die unter unendlich verschiedenen Formen und Kraftäußerungen ihre Wesen sich gestaltet, steht der Mensch auf der obersten Stufe.

Zoroaster nennt ihn, das Wunder der Natur; Plato, den Strahl der Gottheit; Aristoteles, das Wunder aller Wunder; Moses, das Ebenbild Gottes.

Die Vernunft, dieser heilige, reine Himmelsfunke macht ihn dieses erhabenen Vorranges würdig. Sie regt seine Seele zu tieferen Forschungen, gibt ihm seinen eigenen Werth zu erkennen, weckt jenen höheren Gedanken, der bis zur geklärten Überzeugung reift, das Nachbild der Gottheit in seinem Ich versinnlicht, und seiner Menschheit den Stempel der Vollkommenheit mit dem seligen Bewußtseyn ausdrückt, daß sein Wirken weder durch Raum noch Zeit beschränkt, für die Ewigkeit berechnet sey. Nur die Vernunft ist es, die den düsteren Flor des Wahnes von seinem Auge löst, und ihn das heitere Morgenroth der Wahrheit im täuschungslosen Farbenspiele schauen läßt. Durch sie wird er seiner erhabenen Würde, seiner moralischen Bestimmung bewußt; sie hebt ihn über die Sphäre sinnlicher Anschauungen in unüberschbare Regionen überirdischer, reinerer Wesen, und führt ihn zur Erkenntniß des Daseyns einer ewigen Gottheit. Durch sie fühlt der Mensch Muth und Stärke, Kraft und Ausdauer, und verbannt die trüben Gefühle ahnender Furcht und kleinmüthigen Zagens. — Alles, was lebt im weiten Schöpfungsraume, ist strenge angewisse Geseze gebunden, nur der Mensch folgt dem Gebothe, welches ihm die ewige Gottheit mit hellen Stammenzügen in die Brust gezeichnet, erkennend die Freyheit seines Geistes, wenn auch schwere Fesseln die physischen Kräfte seines Körpers lähmen. Die freye, ungebundene Kraft seines Willens bekämpft alle Kräfte der gesammten Natur; er ringt mit wüthenden Ungeheuern, bändigst sie mit trotzigem Blicke im Bewußtseyn seiner versuchten, durch weise Überlegung geleiteten Übermacht; so meistert ohne des Löwen Kraft, ein van Aken den brüllenden Leuen; so schwingt sich ohne des Adlers Fittig und unbekannt mit den unendlichen Regionen des Luftmeeres, eine Gärnerin zu dem Phöbusglanz umstrahlten Feuertempel; so bildet sich ein Montgolfier und eine Blanchard im unermessenen Luftkreise eine künstliche Bahn. Mit allen Elementen ewig im Kampfe, bezwingt sie der Mensch mit schwacher Hand, und gängelt sie selbst nach seinem Gefallen. Er zeichnet dem zuckenden Wetterstrahle seinen Lauf,

*) Eine Art mohamedanischer Priester in Afrika.

umsegelt auf tobenden Wellen des Oceans das Erdenrund, drängt das Meer hinter künstliche Dämme, und baut seine Hütte auf den schwankenden Grund unterirdischer Vulcane; er hält stürzende Felsenmassen in ihrem Falle auf, und reißt colossale Marmorblöcke aus dem Schooße ihrer tausendjährigen Verbindung. Mit ruhig forschendem Geiste steigt er in das Eingeweide der Erde; spürt dem Urquell der Flüsse nach; bewundert unter Lebensgefahr die Petrefacte verloschener Jahrtausende, und spiegelt sich in den Riesensäulen strahlender Stalactitenbildungen.

Keht jedoch der Mensch in sich selbst zurück, stellt er über sein Ich nähere Forschungen an, dann entdeckt bald ein zweifaches Wesen an sich; ein körperliches, das den Leib als irdische Hülle in sich faßt, und offenbare Merkmale der Zerstörbarkeit darbietet, und ein geistiges, das über Zeit und Raum erhaben, als Abglanz der ewigen Gottheit, seinen Körper belebt, ihn mit dem Adel der Menschenwürde krönend, über alle übrigen Naturgeschöpfe den ersten Rang verschafft, und seine Fortdauer an die Ewigkeit verschiebt. So verschiedenartig aber auch diese beyden Wesen an sich selbst sind, so bezeugen sie sich doch während des Lebensactes durch eine so innige Verschmelzung, daß eine Trennung im lebenden Zustande gar nicht gedacht werden kann. Zwar besteht die Seele — der Geist, als Ausfluß der ewigen Gottheit — immer und unverändert; allein, mit Vernichtung des menschlichen Lebens entschwindet ihre Kraftäußerung in Beziehung auf das Körperliche, und somit auch sie selbst, als Wahrnehmung, da sie nur durch gewisse Erscheinungen und sonst auf keine Weise erkannt werden kann. Ihre Wirkungen beziehen sich auf bestimmte, dem mächtigen Zauber ihrer freyen Willkühr untergeordnete Körperorgane, und diese sind in der Weise und Andauer ihrer Thätigkeit nur von ihr allein abhängig. Ohne gleichzeitige Mithülfe dieser organischen Werkzeuge vermag sie jedoch nicht, ihre Kraft darzustellen, und bleibt daher zur Realisirung der Lebensbedingenden Functionen stets an den menschlichen Organismus gebunden.

Der Leib hingegen an und für sich betrachtet, äußert sich ohne alle Thätigkeit, wird nur durch äußere Einflüsse des Lebens und durch die Selbstkraft der Seele in mittelbare Erregung versetzt, und hört mit dem Tode des Individuums auf, die zweyte Bedingniß seines Ich zu repräsentiren, indem er sogleich ein Raub der Zerstörung wird, sobald seine Psyche aufhört, ihn zu schützen. So innig wie Kraft und Materie, sind daher Geist und Körper in einander verschmolzen. Weder der Eine, noch der Andere kann als selbstständig sich offenbaren, keiner von Beyden allein thätig sich erweisen; zerfällt dieser in Staub, dann kehrt jener zu seinem Urquell zurück und beginnt ein neues, von diesem ganz verschiedenes Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zu den besten Erweckungsmitteln aus tiefem Rausche gehört, nach dem englischen Arzte Trotter, kaltes Wasser, womit der nackte Körper, zumahl der Kopf, gewaschen und übergossen wird. In Rußland werden auf der Straße aufgegriffene, betrunkene Menschen zu dem nächsten Brunnen transportirt, und mit kaltem Wasser begossen. — Die kalten Begießungen hat man auch in der Opiumvergiftung wirksam befunden.

Im Jahre 1828 hatte Preußen auf eine Bevölkerung von 12,726,823 Menschen 8223 Taubstumme; wovon einer auf 1548 entfällt.

Taubstummenanstalten gibt es, so viel bekannt, drey und siebenzig, und zwar in nachfolgenden Staaten:

In Frankreich 15, Großbritannien 8, Preußen 7, Oesterreich (zu Wien, Linz, Prag, Mayland und Weizen) 5, in den Niederlanden 4, in der Schweiz 4, Württemberg 3, Dänemark 2, Sardinien 2, in Spanien, Portugal, Neapel, Rußland, Schweden, Sachsen, Bayern, Baden, Nassau und Frankfurt überall eine; sonst noch in Deutschland 6, und in Nordamerika 7.

Es scheint, daß in Europa allgemein die Steinkrankheit in neueren Zeiten seltener geworden ist; ein glückliches Ereigniß, welches man höchst wahrscheinlich, sowohl der größeren Mäßigkeit im Weintrinken, als vorzüglich den oft und schwer beschuldigten Getränken des Thee's und Kaffee's zuschreiben hat.

Der Aufenthalt in Westindien ist für Europäer, die an Gries leiden, sehr wohlthätig; manche, die an Harnbeschwerden aus dieser Ursache litten, wurden während ihres dortigen Aufenthalts davon ganz befreit.

Zweckwidrig und nachtheilig für die Gesundheit wird die Geistesethätigkeit nach dem Essen, wodurch die Einrichtungen der Verdauungswerkzeuge durch Entziehung der Lebenskraft von diesen Organen geschwächt werden. Noch verderblicher ist die Erregung und momentane künstliche Erhöhung der Geisteskräfte durch reizende und erziehende Getränke, z. B. durch Kaffee, feine, mit Gewürzen versetzte Theesorten, wodurch eine noch größere Abspannung und Erschlaffung der Geistes- und Körperkräfte nach verrichteter Kopfarbeit in der Nachwirkung dieser Getränke herbeigeführt wird.

Das Blut der Thiere ist eine wenig nährnde, schwer verdauliche Speise, weshalb es nicht rathsam ist, selbes öfters zu genießen. Am gebräuchlichsten ist die Verwendung des Gänse- und Schweineblutes. Ersteres benützen wir zu Saucen, letzteres zur Bereitung der Blutwürste. Da das Schweinefleisch an und für sich ein reizendes, schwer verdauliches Fleisch ist, so müssen es besonders die Blutwürste noch in einem weit höheren Grade seyn, da selben außerdem noch eine Menge reizender Gewürze beigemischt ist.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

27.

Wien, Samstag den 31. July.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächf.

Einfluß der physischen Erziehung auf die Glückseligkeit
des Menschen.

(Fortsetzung.)

Nebst diesem zweyfachen, dem Körperlichen und geistigen Seyn, besteht noch ein anderes Wesen im Menschen. Es ist dieß der Genius seiner Gefühle, seiner Leidenschaften — das Herz, der moralische Mensch, wodurch die Verschmelzung des Psychischen mit dem Physischen auf eine wahrnehmbare und mächtige Weise vermittelt wird. Da aber sowohl dem psychischen, geistigen als moralischen Menschen verschiedene, höchst erstaunungswürdige Kräfte, Anlagen und Fähigkeiten zukommen, in welche, sollen sie durch natürliche gradweise Ausbildung die höchste Stufe ihrer Vervollkommenung erreichen, Einheit und harmonisches Zusammenstimmen gebracht werden soll; so bleibt die Erreichung dieses erhabenen Zweckes — fürwahr ein wichtiges, zugleich aber auch schwieriges Geschäft — der Erziehung im strengsten Sinne des Wortes vorbehalten.

Denkt man sich den Menschen ohne alle Cultur und Unterricht, wie so ganz pygmäenartig steht er neben dem durch Erziehung und höhere Ausbildung veredelten Mitbruder da. Diese unwiderlegbare Wahrheit begriffen schon weise Männer des grauesten Alterthums und die Gegenwart stimmt, von der innigsten Überzeugung beseelt, damit überein, daß der Mensch einer zweckmäßigen Erziehung Alles danke, was sich Großes und Vortreffliches in ihm gestaltet. Der Mensch, sich selbst überlassen, aller Erziehung, jedes nachahmungswürdigen Vorbildes und belehrenden Umganges entbehrend, wäre niemahls im Stande, sich zu einer höheren Stufe der Ausbildung empor zu schwingen. Doch da naht sich ihm, um ihn mit Weisheit, Tugend und Anmuth zu schmücken, in ihrer Reize schönstem Strahlenkranze, voll Würde und hehren Anstandes die — von himmlischen Höhen gesandte — Cultur! Unter ihrer liebevollen Pflege stählt sich die Spannkraft seiner Glieder, gewinnt jede Bewegung, jede Miene

Liebllichkeit und sprechende Bedeutung; schmilzt die Erstarrung seiner kalten Brust; öffnet sich das goldene Paradies unennubar seliger Gefühle; fällt der trübe Flor des Blödsinnes von seinem Auge, entschwindet das Rohe seiner sinnlichen Äußerungen und gattet sich das herrliche Ebenmaß seines Körpers mit lieblicher Grazie. Er bewundert sich selbst, wird erst jetzt sein besseres Ich gewahr, und sinkt, über seinen früheren Zustand hoch erröthend, von der göttlichen Entzauberin nieder. Sie ist der Genius, der den wahren Beruf seines irdischen Daseyns ihm vorstellt, ihn einen Gott erkennen läßt, und ihn lehrt, daß, wenn diese morsche Hülle in Staub zerfällt, sein Geist dereinst für Ewigkeiten fortbestehen wird.

Da hingegen der Mensch nur durch Eindrücke von Außen unmittelbar bestimmt, und von denselben geleitet wird; so lassen sich die edelsten und bleibendsten Wirkungen einer richtigen Cultur ausschließend in den ersten Jahren seines Lebens, in welchen er gleich weichem Wachse, das jede beliebige Form annimmt, in Alles sich willig fügt, erwarten. Seine gemüthliche Seite, sein bewegliches Herz steht in dieser Zeit jedem Eindrucke offen, jedem Lüftchen leihet er sein geneigtes Ohr; was man ihm gibt, wird freudig aufgenommen, und nur mit vieler Mühe entzieht man ihm dasselbe wieder. Gleich einem zarten Grashalme, den jeder Zephyr bewegt, schwankt er nach jeder Richtung hin, und ist für Gutes, wie für Böses, für Tugend, wie für Laster gleich empfänglich. Aus diesem Grunde bleiben auch die ersten Kinderjahre die wichtigsten, und an dieselben knüpft sich gleich fest umschlingenden Epheuranken das Glück oder Unglück der ganzen übrigen Lebenszeit. Mit treffender Wahrheit mahnt daher Rousseau:

«La première éducation est celle, qui importe le plus, et cette première éducation appartient incontestablement aux femmes; si l'auteur de la nature eût voulu, qu'elle appartint aux hommes, il leur eût donné du lait, pour nourrir les enfans.»

(Die erste Erziehung ist es, auf die es am meisten ankommt, und diese Erziehung ist ohne Widerrede Sache der Frauen; hätte der Schöpfer der Natur gewollt, daß sie den Männern angehörte, so würde er ihnen auch die Milch gegeben haben, die Kinder zu ernähren.)

So wie aber der Geist und das Gemüth, so muß auch die physische Seite des Menschen schon in der frühesten Jugend gehörig gepflegt und gebildet werden, und darin liegt in unseren Zeiten der vorzüglichste Grund schwächlicher, stehender Generationen. Außerst ungerecht ist daher der Vorwurf, wenn wir die Natur anklagen, daß sie mit ihren herrlichsten Gaben geizig, und uns jetzt stiefmütterlich theilnehmend, kraftlos und gebrechlich bilde. Höchst unparteyisch handelt diese gute Mutter in ihrem Schaffen und Wirken. — Sie kennt durch Jahrtausende keinen Wechsel, und dieselbe Kraft, schon im ersten Keime verborgen, die einst Athleten schuf und sokratische Weisheit im Sonnenglanze der Wahrheit sich spiegeln ließ, theilt sie, wie sonst, auch noch in der Gegenwart mit vollen Händen liebevoll und willig aus. Würde der Spartaner, hätte ihn die Fabel auch von einer Löwin säugen lassen, unter weichlicher Erziehung wohl zu jenem muthvollen, unerschrockenen Krieger, der jedem Unbilde der Außenwelt mit kühnem Muth Hohn gesprochen, sich gebildet haben? — Würde nicht der europäische Säugling durch Negerbildung zu eben jenem kräftigen Manne erstarken, dem weder auf der steilsten Höhe schwindelt, der noch weniger vor dem grimmigsten Thiere erschrickt?

Zwar ist es allerdings nur der Mensch, der unter allen Creaturen des Erdenrundes am hilfbedürftigsten aus dem Mutter Schooße sich in dieses Daseyn windet, und am längsten der mütterlichen Sorgfalt und Pflege bedarf. Wie unbehüllich liegt er nicht da, krümmt sich gleich einem zarten Würmchen, wimmert rührende Klageklänge, als flehe er um liebevollen Beystand an. Unbekannt mit Allem rings umher, dünkt ihm die Wiege schon eine Welt, und was über diesen schaukelnden Raum hinaus reicht, erscheint ihm als Unendlichkeit. Allein auch hier gebührt unendliche Bewunderung und heißer Dank der ewig weisen, ewig unerforschlichen Natur! Wie klein du, holder Ankömmling auf diesem Erdenrunde, auch immerhin jetzt bist, wie schwach und zart, als hätte Arachne dich gewebt; so birgst du doch Kräfte und Fähigkeiten in der Brust, die deinen Ruhm selbst an Jahrtausende verpflanzen! — Hier findet keine Günst, kein Vorrang statt. Gleich unbehüllich, der gleichen Pflege bedürftig, betritt jeder Mensch diesen Planeten. So wie du, holder Kleiner, lag auch einst Alexander da, — so schwach, wie du, erblickte Augustus auch das Licht, dessen Scepter so viele Völker freywillig sich ergaben. — Der Römer Heldenschaar und Griechenlands gefeyerte Heroen, vor deren unbezwinglicher Kraft und beispielloser Tapferkeit selbst mächtige Nationen und weit entfernte Reiche bebten, traten eben so hilfbedürftig dem Morgenrothe ihres Daseyns einst entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gräuel des Mißbrauchs der Wildbäder.

(Nach Hippolytus Guarinonius V. Buch XXVII. Cap.)

Mitgetheilt von Prof. Dr. Jos. Vernt.

Diese Bäder werden wild genannt: wegen ihrer wilden, ungezähmten, dem gesunden Menschen ungesunden Natur, indem sie in den Höhlen der Erde Schwefel, Vitriol, Alaun oder Eisen, Kupfer, Galmey oder ein Salz in sich aufgenommen, deren Geruch, Geschmack angenommen, und die erquickende Kraft des gemeinen, geruch- und geschmacklosen Wassers abgelegt haben; wegen ihrer Abgelegtheit in Gebirgen, Thälern, Wäldern, und weil man sie daher in einer Wildniß auffuchen muß; wegen ihrer wilden und ernsthaften Art, indem sie eben so wenig als die Bären, Löwen und Wölfe, mit sich scherzen lassen, sondern den, der nicht wohl vorbereitet und gewaffnet zu ihnen kommt, aufzehren; wegen der großen Wildigkeit der Menschen, die sich in solche Bäder begeben. Da nun daselbst das Verderben vieler tausend Menschen sich verborgen hält, so will ich diesem wilden Thiere mit der Federlanze der Wahrheit den Fang geben, es erlegen, ausweiden, und sein inneres, verborgenes Gift Jedermann, besonders allen getreuen Obrigkeiten, vor Augen legen.

Der Wildigkeiten der Menschen in den Wildbädern gibt es mehrere.

Die erste heist: der wilde Vorwitz, von welchem sich viele Menschen stechen lassen, und sich in das Bad begeben, bloß um zu erfahren, was es damit für eine Bewandtniß habe, obgleich sie frisch und gesund sind, hintendrein aber oft, besonders die Weiber, für ihren Vorwitz schmerzlich büßen müssen.

Die zweyte ist die Narrheit und Unwissenheit, indem sich unzählige Manns- und Weibspersonen aus keinem anderen Grunde dahin begeben, als weil viele andere auch dergleichen thun, und wenn sie ihre Heimath ja wieder erreichen, dann eben so unwissend, als sie abgereist sind, und überdies noch mit einer Krankheit zurückkommen, die sie vorher nicht gehabt haben.

Die dritte nennt man eiflen Frevel und Muthwillen, indem viele junge Leute beyderley Geschlechts, der täglichen und vielfältigen traurigen Beispiele ungeachtet, ihre gesunden Leiber in das Bad bringen, hier mit dem Gifte Kurzweil treiben, und dann ebenfalls krank oder todt zu Hause anlangen.

Die vierte heist Fraß und Wöllerey; denn die meisten Weiber ziehen bloß der Leibespeise wegen in die Wildbäder. Da ich vor der Abscheulichkeit eines solchen Gräuels schon im LII. Capitel des IV. Buches besonders gehandelt habe, so will ich bloß die Lebensordnung der Frauen während des Badens anführen, wie ich sie in vielen Bädern der hiesigen und anderen deutschen Landschaften beobachtet gesehen habe. Frauen jedes Standes nehmen in den sechs Tageszeiten zu Leibe: zu der Prim (früh um 6 Uhr), bevor sie in das Bad steigen, eine Pfanne voll Eyer mit Schmalz, nebst einer fetten Milchrahmsuppe, damit der Körper schwer

und vom Wasser nicht gehoben werde, die Kau- und Sprechwerkzeuge geschmeidiger werden; zur Tercz (zwischen 7—8 Uhr) eine Pfanne voll Eyer oder einen Milchmuß nebst einem Trunk Wein oder Badwasser; zur Sert (um 9 Uhr) einen fetten braunen Schmarren, kleine Fische oder Krebse dazu; zur Non (zwischen 10 und 11 Uhr) die ordentliche Mahlzeit von fünf bis sieben kräftigen Gerichten, denn wer vom frühen Morgen an bey so schwerer Arbeit im wüsten Wasser gegessen ist, der braucht Kraft; dann gehen die frommen Frauen bis zwey Uhr Nachmittags ins Grüne, die eine da, die andere dort hinaus, jede ihrem Vergnügen nach; — zur Vesper eine Pfanne voll geschmalzener Dampfndeln, nebst einer gewürzten Hühnerpastete; zur Complet (zwischen 3 und 4 Uhr) ein paar gesottene Eyer, einen gebratenen Kapaun oder ein solches Hühnchen. Das Matutinum besteht sodann in einem Nachtmahl von vier bis fünf kräftigen Speisen; den Beschluß vor dem Schläfe macht ein Schringmuß nebst einer Schüssel voll Triset. Wenn sie aber des Nachts nicht schlafen können, so macht ihnen die Wildbaderin eine kräftige Dottersuppe. Wer kann eine bessere Badeordnung, ein sichereres Mittel zum Fettwerden, eine größere Beständigkeit und Beharrlichkeit in seinem Vorhaben angeben, als die dieser Weiber, die mit ihrem eigenen Fleiße nicht zufrieden, andere ihres Geschlechtes, die nicht so essen können, wollen oder dürfen, ausrichten, verhöhnen, verspotten, der Kargheit beschuldigen, ihnen ihr fruchtloses Baden vorwerfen; wer kann mir Weiber zeigen, die ihren Männern so gut wirthschaften, ihnen den Übermuth zu benehmen, sie durch Wohlfinden nicht zu verweichlichen verstehen?

Die fünfte Badwildigkeit verdient den Namen Geiz; denn Viele, die der Leibesgebrechen wegen der Wildbäder wirklich bedürfen, glauben sich ohne ärztliche Belehrung dahin begeben zu können, ersparen sich einen Gulden, Thaler, Ducaten oder etliche Kreuzer, treiben aber die Flüsse in die Glieder des unvorbereiteten Körpers tiefer hinein, und kommen dann, statt mit einer, mit zwey Krankheiten oder todt aus dem Wildbade.

Die sechste ist das abenteuerliche Baden, indem man ohne Maß und Ordnung vom Morgen bis Mittag, und Nachmittags bis zum späten Abend, manche den ganzen Tag hindurch im Bade sitzen bleiben, darin die oben aufgezählten Mahlzeiten halten, worauf sich dann nothwendig ganz wunderbare Badesfrüchte hervorthun.

Die siebente besteht in der großen Hitze, indem man sich das Badwasser so heiß, als es nur vertragen werden kann, machen läßt; wodurch der ganze Körper geöffnet, die Kräfte geschwächt, die Lebensgeister abgeleitet, die Verdauung gehindert, der Leib entzündet, die Nahrung unverdaut ins Blut gebracht, dem Körper entzogen, und hierauf die gestrengen Baderinnen Bettstüterinnen werden.

Die achte heißt die ausschägige Badewildigkeit, indem es wenige gibt, die durch das Bad nicht ausschägig zu werden wünschen und streben, während man meinen sollte, man gehe in das Bad, um der Gebrechen los zu werden, nicht aber, um sich eines zu hohlen. Der Natur bleibt aber auch, wenn man unvorbereitet, im Inneren voll Wust dahin kommt, im überheißigen Wasser so lange sitzt, während

des Badens ist und trinkt, nichts anderes übrig, als den ganzen Wust auf die eröffnete Haut zu werfen.

Die neunte, die letzte Badwildigkeit, geht die Badmeister an, deren Weiber Lehrmeisterinnen des Fressens und Saufens und des übrigen schädlichen Wandels in den Bädern sind; deren Männer mit kranken Armen wild umgehen, von ihnen, wie von den Reichen, für jedes Bad einen Groschen fordern, diese deshalb zu ihrem Schaden den ganzen Tag in einem sitzen bleiben, da doch das Wildbad mitten im Walde, das Holz vor der Thüre liegt, und nicht gekauft werden darf 1c. 1c. 1c.

Es sollen daher Obrigkeiten diese Gaben Gottes von Thoren und Muthwilligen nicht mißbrauchen, und die Armen davon nicht ausschließen lassen, den Badmeistern eine Badeordnung vorschreiben, damit die angeführten ungeziemenden Badwildigkeiten wegsielen, an diesem Ort ein kleines Gotteshaus errichten lassen, damit die Badegäste an Sonn- und Feiertagen an ihren Schöpfer erinnert, zu einem christlichen Lebenswandel ermahnt, die Sterbenden mit den heiligen Sacramenten versehen werden könnten, und die Leute nicht eben so wild, als sie gebadet und gelebt haben, in die andere Welt wandern müßten. Glaubt mir, daß im Bade mehrere zu Grunde gehen, als daselbst wieder gesund werden, und daß, so wie wir unser Wild im Walde erjagen, der Teufel dem seinen zu gewissen Zeiten unter den Badenden nachstrebe, davon jährlich, wie die wohlgebühten Friedhöfe bezeugen, viele erhasche, und in das ewige, eigentliche Wildbad, worin Schwefel und Pech fließen, bringe. —

Medicinische Schule in Agypten.

Die medicinische Schule des Spitals von Abu-Zabel in Agypten ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit, welche man mit doppeltem Interesse betrachtet, wenn man sich erinnert, was ehemahls die Araber für die Erhaltung und Verbreitung des medicinischen Wissens gethan haben.

Als Mehmed-Ally anfang, in Agypten die europäische Cultur einzuführen, sein Militär nach europäischem Fuße zu organisiren, zog er auch mehrere Ärzte aus Europa in sein Land. Ein Hr. Elot erhielt den Auftrag, den medicinischen Dienst für die Armee zu organisiren. Nachdem er damit zu Stande war, wobey er die Einrichtungen nach französischem Fuße getroffen hatte, schlug er vor, eine medicinische Schule mit dem Spital zu Abu-Zabel in Verbindung zu setzen, daselbst junge Araber zu unterrichten, und dann als Militärärzte anzustellen. Aber in welcher Sprache sollte dieser Unterricht ertheilt werden? Wo sollte man Zöglinge finden, die der französischen oder italienischen Sprache kundig wären? Und wie viel Zeit würde erforderlich gewesen seyn, sie erst in dieser Sprache zu unterrichten. — Es zeigte sich also unerläßlich, den Unterricht in ihrer eigenen Sprache zu ertheilen. Aber wo sollten sich nun die Lehrer finden? Hr. Elot schlug nun den Weg ein, Übersetzer, welche das Arabische und die Sprache der Professoren verstanden, anzustellen.

so, daß die Übersetzer die ersten Zöglinge waren, die man in den Wissenschaften selbst unterrichtete, in welchen sie gut überlegen, und künftig Andern Unterricht ertheilen sollten. Man wählte einen Hrn. Kaffu eli, Dr. der Medicin, der in der arabischen, französischen und italienischen Sprache bewandert war, und einen Hrn. Anwuri, der ebenfalls zwey dieser Sprachen verstand. Der erste wurde als Arzt gleich mit der Übersetzung des Lehrbuchs der Physiologie beauftragt, und der andere, welcher mit der Kenntniß der Mathematik und Physik einen gleichen Eifer für das Studium der Medicin verband, lernte mit großer Leichtigkeit das wieder mittheilen, was man ihn lehrte. — Ein zweytes, nicht weniger bedeutendes Hinderniß waren die religiösen Vorurtheile, welche sich der Einführung des Studiums der Anatomie entgegensetzten. Hr. Elot hatte darüber mehrere Conferenzen mit den Ulema's, und es gelang ihm, diese zu überzeugen, daß die Anatomie nicht allein keine Herabwürdigung der Todten sey, sondern auf die Erhaltung der Lebenden ausgehe. Es wurde ihm anfangs eine stille Erlaubniß ertheilt, die Anatomie mit großer Vorsicht in Anwendung zu bringen. In kurzer Zeit wurde der Widerwillen der Gelehrten überwunden, und gegenwärtig studiert man die Anatomie mit derselben Freyheit, wie in Europa. Hr. Elot wurde Director der medicinischen Schule.

Nun wurden hundert junge Leute, welche der arabischen Sprache kundig waren, in dem Spital von Abu-Zabel vereinigt, und einer strengen und den Umständen angemessenen Disciplin unterworfen. Sie wurden in Abtheilungen von zehn gebracht, von welchen jede den geschicktesten Zögling als Sectionsobern an der Spitze hatte.

Die Unterrichtsmethode ist nun folgende:

1) die Lection wird zuerst übersetzt, und der Professor überzeugt sich von der Richtigkeit der Übersetzung dadurch, daß er sie wiederholen läßt. 2) Die so übersetzte Lection wird den gesammten Zöglingen dictirt. 3) Es erfolgt eine ausführliche Erklärung durch den Professor. 4) Die Sectionsobren müssen sie ihren Kameraden repetiren.

Die Zöglinge werden alle Monathe über die, ihnen vorgetragenen Materien eramenirt, und die Stellen der Sectionsobren werden durch Concurs vergeben, so, daß also die wechselseitige Unterrichtsmethode hier auf die Medicin angewendet ist, zwar viel Zeit wegnimmt, aber für solche Umstände die sichersten Resultate gewährt. Ein allgemeines Examen soll am Ende eines jeden Schuljahres Statt haben, welches vom 1. des Monats Schawal bis zu Ende des Monats Schaaban geht, so, daß der Ramada den Ferien gewidmet ist.

Die Prüfung zu Ende des ersten Schuljahres war öffentlich, in Gegenwart oberer Offiziere und der europäischen Consule. Durch die Prüfung ergab sich, daß fünf und zwanzig Zöglinge alle Fragen beantworteten, und die erste Classe

bildeten; acht und dreyßig Zöglinge, welche nicht so sich auszeichneten, aber doch befriedigten, bildeten die zweyte Classe, und die übrigen drey und vierzig bildeten die dritte Classe.

Miscellen.

Wie körperliche Fehler, die durch Eitelkeit oder Mode sucht herbeigeführt werden, auf Kinder und Kindesfinder sich fortpflanzen, ja ganzen Nationen oft anhängen, gleichsam, als wäre dies Gesetz der Natur, beweisen besonders die Chinesen.

Ein außerordentlich kleiner Fuß wurde vor nicht gar langer Zeit von einer weiblichen Leiche, der Seltenheit wegen, genommen, die man zu Canton im Fluße schwimmen fand, und nach London als eine außerordentliche anatomische Seltenheit brachte. Es war der erste, weibliche, chinesische Fuß, der vielleicht nach Europa kam. Er zeigte alle die Eigentümlichkeiten einer Entstellung, welche durch die feste Einwicklung hervorgebracht wird, die man, um das Wachsthum aufzuhalten, in China anzuwenden pflegt. Einem ungeübten Auge würde ein solcher Fuß eher als eine angeborene Mißbildung, als das Product einer künstlichen Einwirkung erschienen seyn. Er sieht fast aus, wie ein Klumpfuß, oder eine nicht eingerichtete Luxation. Von der Ferse bis an die große Zehe ist der Fuß kaum vier Zoll lang, die große Zehe ist ganz und gar rückwärts gebogen, und ihre Spitze steht gerade aufwärts, während die Glieder der übrigen Zehen unter die Fußsohle zusammengebogen ist. Die Ferse, statt hinterwärts vorzuragen, steigt in einer geraden Linie von den Knochen des Beins herab und gibt dem Fuße das sonderbare Ansehen, als wäre er in fortwährender Streckung.

Obgleich die Europäerinnen es dießfalls noch nicht so weit gebracht haben, so dürfte wohl auch hier so mancher besonders kleine Fuß, auf ähnliche Weise zerlegt, eher eine Krankheit und Verkrüppelung, als natürliche Schönheit darstellen.

Kalte Umschläge, oder besser, das Eintauchen des verbrannten Theils in reines kaltes Wasser, beseitigt den Schmerz oft augenblicklich und verhindert die Entzündung. Das kalte Wasser von ungefähr 9 — 10° Réaumur wirkt nicht bloß palliativ, sondern sehr oft ist zur ganzen Cur, wenn sie nachdrücklich und hinlänglich lang fortgesetzt wird, nichts weiter erforderlich. Es lindert den Schmerz, wirkt der Entzündungsgeschwulst entgegen, und verhindert auch in den meisten Fällen die Eiterung.

Leute, sagt Hypokrates, die ein zu saftreiches Fleisch haben, und fett werden, müssen fasten; denn der Hunger zehrt und trocknet den Körper aus. — Ein hartes Lager bey der Nacht, früh aufstehen, viel spazieren gehen, und Wassertrinken, Laufen, und alle heftigen Körperbewegungen vermindern die Fettlichkeit, sagt Celsus.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.